

Gesundheit



Eine internationale Zahnarztpraxis, eine türkische Psychotherapeutin, das Institut AMIKO, das Medinetz Freiburg und das GEMO-Projekt – in unserem Schwerpunkt zu Gesundheitsthemen ab

Seite 4

Beiratswahl



Nach der Wahl im Juli hat der neue Migrantinnen- und Migrantenbeirat seine Arbeit aufgenommen und im September seinen neuen Vorstand und seinen Vorsitzenden gewählt.

Seite 8

Kultur



Eine rumänische Bibliothek und ein neuer Kulturbegriff, eine trinationale Ehe und ein Gespräch unter Afrikanern, eine Ausstellung zum Zweiten Weltkrieg und eine zu Gastarbeitern in Freiburg, dazu eine Kneipe im Stühlinger, ein indisches Gericht und natürlich die InTippis ab

Seite 10



Wir sind doch alle MigrantInnen!

Foto & Collage: Susanti Dewi

Eine Kultur der Freundlichkeit. A culture of friendliness.
思いやりの文化 Una cultura de la cordialidad.
Una cultura della cortesia. Культура приветливости.
ثقافة المودة תרבות הנחמדות Une culture de l'amitié.

Integrationsdebatten beherrschen zurzeit die deutschen Medien. Eine Überfülle an Nachrichten und Kommentaren widmet sich diesem wichtigen Thema. Nationalismus und Chauvinismus verschiedener Parteien überschatten diese Diskussion. Als ob das Neue mit altem Denken zu fassen wäre. So einfach ist es nicht. Es wird vergessen, dass Kultur durch Austausch entsteht und dass wir alle MigrantInnen sind. In einer zunehmend globalisierten Welt ist jede Art von nationalistischem Denken gewiss obsolet.

Die **IN ZEITUNG** plädiert dagegen für eine Vermischung und Entgrenzung der Kulturen, für die Entstehung von etwas Neuem und für eine Kultur der Freundlichkeit. So sprechen heute Philosophen über Hyperkulturalität: die Kultur wird nicht mehr mit Ethnien, Territorien oder Religion verbunden. Mehr darüber kön-

nen Sie in dem Artikel „Inter-Trans-Hyper“ lesen.

In dieser Nummer wird sowohl über die Liebesgeschichte einer trinationalen Ehe als auch vom Kampf um Gerechtigkeit und Menschenrechte in Syrien und in Deutschland berichtet. Eine russische Autorin der **IN ZEITUNG** verteidigt die deutsche Sprache, und deutsche Ärzte solidarisieren sich im „Medinetz“ mit Menschen ohne Papiere.

Die Notwendigkeit der transkulturellen Kompetenz im Bereich Gesundheit wird am Beispiel einer türkischen Psychotherapeutin, an der Arbeit von „Amiko“ und am Team einer Internationalen Zahnarztpraxis gezeigt.

Ein Artikel über eine Migrationsausstellung in der Volkshochschule wie auch eine Filmreihe über die Rolle der Soldaten der „dritten“ Welt im Zweiten

Weltkrieg machen deutlich, wie viel die MigrantInnen, Ausländer, Fremden für diese Kultur und Gesellschaft getan haben. Es ist Zeit, die Geschichte dieser Verdrängung aufzurollen und den Beitrag des „Fremden“ anzuerkennen und sich bei ihm zu bedanken. Kulturelle Kooperationsprojekte in Freiburg zeigen, was für eine Bereicherung das Aufeinandertreffen verschiedener Kulturen ist.

Ferner präsentiert die **IN ZEITUNG** den neu gewählten Migrantinnen- und Migrantenbeirat Freiburg.

Die **IN ZEITUNG** ist uns sehr wichtig, denn in den deutschen Medien erkennen wir uns sonst nicht. Wir bedanken uns bei allen Unterstützerinnen und Unterstützern dieses Projekts, diesmal insbesondere bei der Sparkasse Freiburg und dem Kulturamt der Stadt Freiburg.

„In dieser Sprache lese ich nicht!“

Zur Verteidigung des Deutschen

Von Sofya Prokudina

Ich glaube, dass es gut ist, wenn unsere Kinder ihre Muttersprache sprechen können. Aber heute möchte ich gern die deutsche Sprache verteidigen.

„In dieser Sprache lese ich nicht!“ – sagte eine Frau zu mir auf Russisch und gab die InZeitung zurück. Es gab so viel Stolz und Tadel in ihrer Stimme. Stolz darüber, dass sie ihre Muttersprache nicht verriet. Tadel, wie ich, auch Russischsprecherin, ihr eine deutsche Zeitung geben konnte.

Das tat mir weh, zweimal weh. Erstens: für diese arme Frau. Wie schwierig und lästig fühlt es sich in dieser Welt an, wo alle wichtigen Informationen in einer fremden Sprache daherkommen. Ich frage mich, ob sie Pech mit ihrem ersten Sprachlehrer hatte? Und nun will sie nicht die Barriere der Entfremdung überwinden, um die Sprache des Landes, das wir selbst als Wohnort wählten, zu verstehen.

Zweitens tut es mir weh: für die deutsche Sprache. Wie oft finden wir, Ausländer, diese Sprache schwer, brutal, verwirrend und frustrierend. Aber sie ist die Sprache der Philosophen. Sie versteckt Logik und Rätsel zusammen.

In der russischen Schule lernen alle Schüler Lermontovs Übersetzung von Goethe auswendig. Nicht nur Lermontov, auch andere bekannte Dichter wurden von der deutschen Poesie inspiriert. Zum Beispiel war der russische Goldfisch zuerst ein deutscher goldener Karpfen, weil Puschkin die Idee für seine Märchen durch die Märchen der Brüder Grimm kam.

Es ist schwer für Erwachsene, eine neue Sprache zu erlernen. Aber die Beispiele der berühmten Dichter könnten uns dazu inspirieren, das Schöne in der neuen Sprache zu suchen. Und dann würde die Frau mit Stolz sagen: „Ich lese auch gern, wie die berühmten Puschkin und Lermontov, auf Deutsch!“

Zum Thema Bildung der letzten Ausgabe erreichte uns diese Zuschrift: „Kehre zuerst vor deiner Tür, bevor du dich über den Schnee auf dem Dach deines Nachbarn beschwerst.“ (Konfuzius)

Wir Migranten, die hier leben, kritisieren gern die Umstände in Deutschland. Sollte man aber nicht vorher sich selbst kritisieren? Zum Beispiel in der Bildung. Mit Bildung meinen wir nicht nur die Schulbildung, sondern auch die Bildung, die man zusätzlich von seiner Familie und Umgebung erhält.

In unserer Gesellschaft, in der Türkei und oft auch hier, steht die Kindererziehung unter dem Einfluss von Tradition und Sitten. Die neue Generation wird in diese alten Rahmen gepresst. Die Emotionen spielen eine zu große Rolle. Natürlich sind aufrichtige Gefühle, Offenheit und Nähe wichtig, aber wenn man damit übertreibt, schadet man dem Kind.

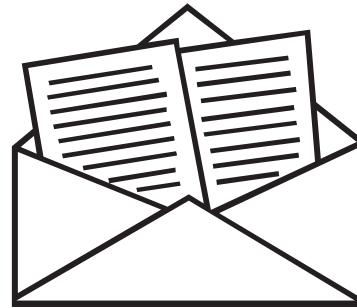
Ein Pädagoge sagte: „Ihr erzieht keine Kinder, Ihr erzieht Paschas.“ Dieses Zitat zeigt den Unterschied zwischen der westlichen und unserer Gesellschaft. Es nutzt keinem Kind, wenn man ihm alles abnimmt, es verhindert die Lernfähigkeit des Kindes. Mit der Einstellung, dem Kind alles Materielle zu besorgen, vergessen wir, dem Kind das Wichtigste zu geben: Die wahre Liebe!

In unserer Gesellschaft wird das Kind – egal, wie alt es ist – nie sehr ernst genommen. Man fragt das Kind nicht nach seiner Meinung. Es muss sich an die Älteren und die Umgebung anpassen. Es darf sich nicht beschweren. Als ob die Erwachsenen sich nie irren würden! Das Vertrauen fehlt... Es werden mittelmäßige Menschen bevorzugt, die sich der Gesellschaft anpassen, die sich nicht wehren. Unter diesen Umständen kann sich der Mensch natürlich nicht als ein selbstbewusstes Individuum entwickeln.

Wir, die wir in Europa leben, fühlen den gesellschaftlichen Wandel intensiver. Wenn

wir zukunftsfähige Jugendliche erziehen wollen, müssen zuerst die Erwachsenen sich bilden, so dass sie sich an das Jahrhundert anpassen und Ihre Ansichten überdenken.

Hasan Askin



Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder. Im Falle einer Veröffentlichung behält sich die Redaktion Kürzungen vor. Nicht alle Zuschriften können veröffentlicht werden.

Den Wahlaufuf von OB Salomon zur Beiratswahl kommentiert ein Leser folgendermaßen:

Wenn der Oberbürgermeister in seinem Aufruf zur Wahl des Migrantenbeirats aufruft, dann meine ich: besser wären Taten. Denn seit vielen Jahren besteht in Landwasser das „Café International“, das vom Caritas-Verband, der evangelischen und katholischen Kirche, dem Arbeitskreis Wirthstraße und dem Bürgerverein Landwasser, dem Polizeiposten Landwasser und dem Haus der Begegnung initiiert wurde.

Herr Bürgermeister von Kirchbach und Herr Stadtrat Krögner waren bisher die einzigen, die bei den regelmäßigen Veranstaltungen zugegen waren. Von den Grünen, von der CDU, FWV und den Linken, sowie von der FDP, von Besserverdienenden und auch vom OB habe ich noch niemand gesehen. Dabei geben sich die Veranstalter sehr viel Mühe mit einem soliden, globalen Programm, angefangen vom russischen Chor bis zu ukrainischer Folklore u.a.m.

Dieses Verhalten der „Oberen“ hat das „Café International“ nicht verdient.

Rainer Jäger, Freiburg

Heute hatte ich Ihre Zeitung in der Hand. Sie hat mir sehr gefallen. Ich finde, Menschen mit Migrationshintergrund sind besonders bereichernd für Freiburg und für mich selbst. Gerne würde ich mich mit Ihnen unterhalten, wie ich selbst integrativ unterstützend tätig sein könnte.

Bernd Laub

Gerne möchte ich die **IN ZEITUNG** abonnieren. Herzlichen Dank für die tolle Arbeit, die Sie leisten!

Klaus Schober, evangelischer Pfarrer a.D.

Ich habe mit Begeisterung die **IN ZEITUNG** durchgelesen – und konnte nicht aufhören, bis ich beim Impressum war. Sehr informativ und interessant. Anders als das, was oft in der Presse zu sehen ist und meistens immer noch nach dem Muster: „Woher kommen Sie? – Wie gefällt es Ihnen in Deutschland? – Wann fahren sie nach Hause?“ präsentiert wird. Spannende Geschichten und scharfsinnige Analysen gefielen mir sehr. Besonders schön sind auch die tollen Details – das Datum in verschiedenen Sprachen zum Beispiel. Es wird mich sehr freuen, Ihre Zeitung bei uns in Schwerin weiterempfehlen zu können. Viel Erfolg!

Alla Winkler

Die Ausgabe 2 hat mich so begeistert, dass ich die **IN ZEITUNG** gleich abonnieren möchte. Weiter so!

Ivo Hess

Mit einem **ABONNEMENT** unterstützen Sie die **IN ZEITUNG** und erhalten jede Ausgabe per Post geliefert. Das Abo kostet **10 EURO** für 4 Ausgaben. Anfragen an inzeitung@googlemail.com

Das Patenschaftsprojekt „miteinander“ des Nachbarschaftswerks Weingarten sucht ehrenamtliche Paten, die Kinder und Jugendliche aus benachteiligten Familien im Alltag unterstützen oder mit ihnen etwas unternehmen wollen. Durch die professionell betreuten Patenschaften werden die Kinder nachhaltig in ihrer Entwicklung gefördert. Viele der Patenkinder und auch einigen Paten haben einen Migrationshintergrund. So wachsen nicht nur soziale Schichten, sondern auch Generationen und Kulturen zusammen.

Martina Hudler

Weitere Informationen: www.nachbarschaftswerk.de oder über Sylvia Haßler (Projektleitung), Tel. 0761/479999-16.

Mail: Sylvia.Hassler@nachbarschaftswerk.de

Wir sind Studenten der Islamwissenschaft der Universität Freiburg. Gemeinsam mit Kommilitonen haben wir das

Orient-Netzwerk gegründet. Wir beschäftigen uns mit Themen rund um die islamisch-orientalische Welt, ohne dabei in irgendeiner Weise religiös zu sein. Wir haben uns gegründet, da wir von außerhalb der Universität viele Leute getroffen haben, die Fragen zum Thema Orient, Islam und

Kulturkreis hatten.

Viele suchen einen Tandempartner für Arabisch, Persisch oder Türkisch, andere wiederum brauchen Hilfe

bei Übersetzungsarbeiten oder suchen Informationsmaterial und Literatur zu islamwissenschaftlichen Themen. Wir hoffen mit unserer ehrenamtlichen Arbeit, den Islam, seine Kultur und Länder, begreifbarer und erfahrbarer zu machen und somit einen Austausch zwischen „dem Orient“ und Freiburg zu schaffen. In diesem Kontext suchen wir weiter nach Partnern.

Shirin Saber, Manuel Dreher

E-Mail: info@orient-netzwerk.de; Homepage:

www.orient-netzwerk.de

Dabei sein ist alles Projekte unserer Leserinnen und Leser

Geschichten eines freien Menschen

Adnan Alisa ist in Syrien geboren und kämpft in Freiburg weiter für Menschenrechte.

Von Viktoria Balon

Ich sah Adnan oft in der Uni-Bibliothek. Er ist ein guter Erzähler und an seinem Tisch im Café wurde immer viel gelacht. „Lachen ist wichtig“, sagt Adnan, „vor allem, wenn es einem schlecht geht.“

Seine Eltern wollten ihn Azad nennen, was auf Kurdisch „freier Mensch“ bedeutet, das war aber nicht erlaubt. Der offiziellen Sicht der syrischen Regierung zufolge gibt es keine Kurden und keine kurdische Sprache. In dieser Sprache hat Adnan jedoch seine ersten Gedichte geschrieben, über die Liebe zum Mädchen Serin und über die Freiheit – Azadi.

Als Adnan 13 Jahre alt war, kamen zwei Pädagogen von der Baath-Partei, der einzigen Partei in Syrien, in seine Schule. „Jeder kann entscheiden, ob er der Jugendorganisation der Partei beitreten will“, meinten sie. Das erste Kind, das gefragt wurde, sagte: „Ich kann leider nicht, ich muss meinen Eltern auf dem Bauernhof helfen, ich kann die Sitzungen nicht besuchen.“ Darauf haben sie es vor den Augen der Klasse so geschlagen, dass es blutete und kaum noch atmen konnte. Sie schrieben die Namen seiner Eltern auf. „Ich zitterte vor Angst. Was sollte ich machen? Aber sie haben gar niemand anderen mehr gefragt. Die haben einfach nur die Namen aufgeschrieben...“

Mit 16 Jahren hat Adnan zusammen mit seinen Freunden bei einer Jugendorganisation im Untergrund eine Zeitung gemacht und sie verteilt. Damit wollten sie politische Bildung und demokratische Ideen verbreiten. Es war äußerst gefährlich, aber „ohne Würde macht doch Leben keinen Sinn...“ Adnan hat ein sehr gutes Abitur gemacht, konnte aber wegen seiner politischen Aktivitäten nicht studieren. Eines Tages musste er fliehen. Mitgenommen hat er nur seinen gelben Lieblingsanzug. „Unterwegs musste ich ihn wegschmeißen. Aber ich war auch froh, mich von allem zu befreien.“ Er war 24 Jahre alt, und sein ganzes Leben lag noch vor ihm: Bildung, Kampf für Menschenrechte, Leben in Freiheit in einem demokratischen Land – irgendwo in Europa! Zufällig landete er in Deutschland.

11 Jahre und 7 Tage Duldung

1999. Leipziger Bahnhof. Unfreundliche Polizisten. Flüchtlingslager in Karlsruhe. „Ein Mensch war dort für Essensgutscheine zuständig. Er fragte uns auf Arabisch: Seid ihr hier, um den Präsident Assad zu beleidigen?“ „Mist!“, dachte ich. „Überall sitzt dieser verdammte Sicherheitsdienst. Abhauen!“ Aber er lächelte und sagte: „War nur ein Witz.“

Und dann Landkreis Emmendingen. 11 Jahre und 7 Tage Duldung: „Vorübergehende Aussetzung der Abschiebung“. Jede Nacht kann er abgeschoben werden, er darf weder studieren noch eine Arbeit annehmen, die ein Deutscher machen will, darf den Bereich seiner Ausländerbehörde nicht verlassen.

Am Anfang sollte Adnan ein Zimmer mit drei Menschen teilen, lernte in der Küche bis 2 Uhr mor-

gens Deutsch, schrieb Gedichte seiner Jugend aus dem Gedächtnis wieder auf und sein erstes Gedicht auf Deutsch. „Mit tausend Fehlern, aber wenn man keine Fehler macht, lernt man nichts.“ Er durfte keine von dem Staat unterstützten Sprachkurse besuchen, aber ein netter Mitarbeiter bei der Ausländerbehörde hat ihm eine Sondergenehmigung für die Unibibliothek gegeben, damit er besser Deutsch lernen konnte.



„Lachen ist wichtig“: Adnan Alisa tut das manchmal auch mit Kriminalpolizisten. Foto: Susanti Dewi

„Ich bin von morgens bis abends dort geblieben: Habe gelernt, gelesen, nette Menschen getroffen. Alle haben mich gefragt, was ich studiere, und ich sagte: Ich lerne zuerst die Sprache und dann entscheide ich. Ich habe nicht erzählt, dass ich Flüchtling bin“, erzählt Adnan. „Nur manchmal habe ich Kopfschmerzen gehabt, dass ich nicht mal die Cafeteria besuchen konnte.“ Am Anfang hatte er kein Geld dafür, er lebte von Lebensmittel-Gutscheinen, mit denen er nur in einem Geschäft in Kenzingen einkaufen konnte. Aber ich habe ihn damals immer strahlend und immer elegant erlebt. Ich habe auch nicht wahrgenommen, dass er nur im UB-Gebäude bleiben durfte und nicht mal einfach auf der Bertoldstraße herumspazieren konnte. Einmal sahen wir eine Demo gegen den Irakkrieg von der UB aus. „Wieso protestieren sie nur, wenn ein Krieg so weit weg ist?“, fragte Adnan plötzlich, „Wieso gehen sie nicht zu Tausenden auf die Straße gegen die Residenzpflicht für Flüchtlinge, für Freiheit, für Menschenwürde im eigenen Land?“

Hier wie in Syrien setzt er sich für politische Aufklärung ein, diesmal über Flucht und Migration. Er ist bei der „Aktion Bleiberecht“, bei der „Initiative Freiburger Wahlkreis 100%“ und bei der Caritas aktiv. Er übersetzt für die anderen Migranten im Krankenhaus, bei der Bank, bei der Polizei, begleitet Kinder

zu Sprachkursen. Alles ehrenamtlich. „Wenn ich in Syrien, wo man sich kaum bewegen konnte, politisch aktiv war, wieso soll ich es bitteschön hier nicht machen?“ Arbeit hat Adnan trotz der Begrenzung auch immer wieder gefunden, deshalb kann er jetzt endlich allein in einem privaten Zimmer leben. Er ist sogar einmal gegen einen ungerechten Arbeitgeber für seinen Lohn vor Gericht gegangen und hat auch gewonnen, sogar ohne Anwalt.

Der Prozess

Der erste Asylantrag wurde mangels relevanter Gründe abgelehnt. 2002 wurde die Klage vor dem Verwaltungsgericht in Freiburg entschieden. Adnan durfte bleiben, weil staatenlose Kurden aus Syrien dort damals sowieso nicht wieder aufgenommen wurden. Laut Gericht mussten seine politischen Aktivitäten gar nicht beurteilt werden. Adnan erhielt aber nur eine monatsweise verlängerte Duldung.

2007 wurde die Altfallregelung für langjährig geduldete Flüchtlinge eingeführt. Menschen, die ihren Lebensunterhalt selbstständig bestreiten und zum 1. Juli 2007 mindestens acht Jahre in Deutschland lebten, erhalten eine Aufenthaltserlaubnis. Adnan war damals 7 Jahre und 11 Monate hier.

2008 hat Deutschland ein Abkommen mit Syrien abgeschlossen: Syrien hat sich verpflichtet, seine Bürger aufzunehmen, auch die staatenlosen. Viele Menschen wurden abgeschoben und wurden in Syrien festgenommen, viele wurden gefoltert, manche sind verschwunden.

„Wegen dieses Abkommens, das der damalige Innenminister Wolfgang Schäuble abgeschlossen hat, bin ich jetzt im zweiten Asylverfahren. Deshalb habe ich ihn zur Rede gestellt.“ Bei einer Wahlveranstaltung Schäubles in Buchheim 2009 stellte Adnan kritische Fragen zu dieser kaum bekannten Syrienreise des Innenministers. Er sagte auch: „Sie dürfen nicht den Menschen mit jahrelanger Duldung die Hände binden und ihnen dann Vorwürfe machen, dass sie ihre Hände nicht bewegen, um für ihr Leben zu sorgen.“ Adnan hat Applaus bekommen und Schäuble so wütend gemacht, dass dieser ihn angeschrien hat. Adnan verließ den Saal. Ein Mann hat ihn angesprochen und ihm Recht gegeben. Sie unterhielten sich sehr gut und haben zusammen gelacht. „Sie sind aber ein sehr guter Mensch bei der CDU“, sagte Adnan. Der Mann lächelte „Ich bin nicht bei der CDU, ich bin Kriminalpolizist.“

Auf die Frage nach seiner Identität antwortet Adnan mit „Menschenrechtsaktivist“. „Früher habe ich viel mit den Leuten geredet. Jetzt spreche ich nicht so gern. Die meisten haben keine Lust über Menschenrechte zu reden. Ich schreibe auch nicht mehr, mein Herz ist ausgetrocknet.“

Und wenn Du doch einen Aufenthalt irgendwann bekommst, was machst Du dann?

„Ich will ein politisches Erzähl-Café eröffnen. Und ich würde im Schwarzwald wandern gehen und die Sterne anschauen.“

Man spricht Deutsch – unter anderem

Die Zahnarztpraxis von Wanda und Dr. Yvonne Rydlewski zeigt, dass Menschen verschiedener Herkunft einander sehr gut verstehen, zusammenhalten und miteinander arbeiten.

Von Svetlana Boltovskaia

Ich sitze in der Zahnarztpraxis von Wanda und Dr. Yvonne Rydlewski. Diesmal bin ich hier nicht als Patientin, sondern als Journalistin. Im Wartezimmer liegen Zeitschriften. Nach der Erscheinung von Sarrazins Buch sind sie von Debatten über Defizite in der Integration überfüllt. Im Wartezimmer sitzen ein älteres deutsches Ehepaar, eine russische Mutter mit ihrem Kind, ein Mädchen im Kopftuch... Als das Brummen des Zahnbohrers einhält, höre ich, wie eine Patientin bei der Anmeldung vom Deutschen ins Russische wechselt, die Helferin versteht sie jedoch weiter, und als das Problem geklärt ist, läuft das Gespräch wieder auf Deutsch. Dann finden die Ärztinnen endlich eine kurze Pause für unser Gespräch.

Wanda Rydlewski wurde auf dem Territorium des jetzigen Weißrussland geboren, wuchs an der Ostsee in Polen auf, studierte und arbeitete in Szczecin. 1971 kam sie nach Deutschland und arbeitete an einem amerikanischen Krankenhaus in Bayern. Als ihre Familie nach Freiburg zog, übernahm Wanda Rydlewski im Oktober 1984 eine Zahnarztpraxis in der Hebelstraße.

Ihre Tochter Yvonne erzählt: „Ich bin aus Familientradition Zahnärztin geworden, schon als kleines Kind bin ich oft in der Praxis bei meiner Mutter gewesen, und später als Erwachsene konnte ich mir nichts anderes vorstellen, als Zahnärztin zu werden.“ Nach dem Studium machte sie hier ihre Assistenzzeit, arbeitete in der Schweiz und kehrte dann zurück. Wie ist es denn, zusammen mit der Mutter zu arbeiten? Yvonne lächelt: „Mutter als Chefin zu haben ist ganz angenehm.“

Ein internationales Team ...

„Viele Patienten waren am Anfang sehr skeptisch, weil sie meine Mutter schon lange kannten. Aber ich hatte keine Probleme, im Schatten zu stehen. Ich habe bei ihr viel gelernt, weil sie eine gute Lehrmeisterin ist, gerade was chirurgische Arbeiten angeht. Sie ist eine so gute Zahnärztin, dass es schwierig ist, besser als sie zu sein. Ich habe den Anspruch, gleich gut wie sie zu sein. Jetzt habe ich die Praxis übernommen und wir arbeiten zu zweit.“ Die Mutter bestätigt auch: „Mit der Tochter zusammen zu arbeiten ist super! Wir sprechen miteinander.“

Das Team besteht aus elf Personen. Helferinnen und Auszubildende kommen ursprünglich aus Deutschland, Russland, Polen, Bosnien, Eritrea und Iran. Wie entstand dieses internationale Team? Wanda Rydlewski erzählt: „Ich wollte den jungen Damen helfen, den Beruf zu erlernen, weil es aus-

ländische junge Damen schon schwerer haben als deutschstämmige. Wahrscheinlich nehmen die Kollegen lieber diejenigen, die eine deutsche Staatsbürgerschaft haben. Ich habe mich aber umgekehrt gefreut, mit Menschen aus anderen Kulturen zu arbeiten.“

Es war auch nicht immer einfach: „Ich hatte schon Situationen, wo man nicht erfreut war, dass ich Ausländer ausbilde, die die Sprache nicht perfekt kennen. Aber bis jetzt hat jede Helferin ihre Prüfungen bestanden. Es hat ihnen geholfen, ein Ziel im Leben



„Wir sind multikulti“: Marianne Gawin, Mirela Schwab, Maryam Kajoui, Ulrike Kapp, Dr. Yvonne Rydlewski (hinten von links); Ludmila Artyushina, Regat Afewerki, Maria Eckelt, Jessica Majkut (vorn von links) aus der Praxis Rydlewski. Foto: Svetlana Boltovskaia

zu haben und sich positiv zu entwickeln. Wenn sie heiraten und Kinder kriegen, kommen sie immer wieder gern mit ihren Kindern vorbei. Den waschechten Deutschen hat es auch gut getan, mit anderen Kulturen zusammen zu arbeiten. Man sieht hier, dass Menschen verschiedener Herkunft einander sehr gut verstehen, zusammenhalten und miteinander arbeiten können.“

... aus sechs Ländern ...

Regat Afewerki ist aus Asmara, der Hauptstadt Eritreas: „Ich bin als Asylbewerberin 1985 nach Deutschland gekommen. Ich besuchte eine Sprachschule. Danach machte ich meine Ausbildung. In dieser Praxis bin ich seit 2007. Wir sind multikulti, es ist sehr angenehm hier zu arbeiten, wir verstehen uns sehr gut.“ Die andere Helferin Marianne Gawin kommt aus Oberschlesien: „Dort war ich Grundschullehrerin. Hier wurde mein Abschluss nicht anerkannt, deshalb entschloss ich mich zu einer Umschulung zur Zahnarzt-helferin. Es war ein Zufall, dass ich 1989 in diese Praxis kam. Aber über 20 Jahre in einer Praxis zu arbeiten spricht schon für sich! Wenn man Spaß an der Arbeit hat, ist man auch mit dem Leben zufrieden. Und das ist sehr wichtig.“

Die PraxismitarbeiterInnen sprechen neben Deutsch auch Englisch, Französisch, Polnisch, Russisch, Serbisch, Bosnisch, Kroatisch, Italienisch, Arabisch und sogar die ostafrikanische Sprache Tigrinisch. Wanda und Yvonne Rydlewski betonen: „Viele Patienten kommen hierher gerade deshalb – in ihrer Muttersprache können sie sich besser artikulieren und über ihre Probleme und Sorgen sprechen.“ Marianne Gawin bestätigt: „Mir helfen Polnisch und Russisch. Manchmal ist ein Wort entscheidend. Wenn Patienten nur Russisch sprechen, verstehen wir sie.“ Und Regat Afewerki fügt bei: „Ein Paar russische Wörter habe ich auch aufgeschrieben, damit ich mich mit den Patienten verständigen kann.“

... mit internationalen Patienten

Die Praxis ist zwölf Stunden am Tag geöffnet. Die Patienten sind überwiegend Deutsche, Polen und Russen aus Freiburg, aber es gibt auch viele aus der Schweiz, England, Italien, dem Iran, der Türkei und asiatischen Ländern. Yvonne Rydlewski sagt: „Es ist schön zu erleben, wie viele Patienten, die sehr ängstlich anfangen, dann so zufrieden waren, dass sie gern wieder kommen. Viele Leute, die hier gearbeitet oder studiert haben und heute woanders leben, kommen immer wieder zur Kontrolle und Behandlung. Sie schenken uns Vertrauen, und das liegt nicht nur an den Zahnärzten, sondern am ganzen Team.“

Einige Zahnärzte haben es schwer mit osteuropäischen Patienten, sagt man – so ruinierte Gebisse sind selten. Ich frage, ob das stimmt. Yvonne Rydlewski antwortet: „Anhand von manchen Merkmalen der Zähne kann man sagen, woher der Patient kommt, wie er behandelt wurde – eine andere Behandlung, aber nichts, was man nicht verbessern könnte.“ Wanda Rydlewski ergänzt: „Man hat sich im Ostblock früher wenig um prophylaktische Maßnahmen gekümmert, weil alles staatlich war. Oft haben Ärzte nicht so gearbeitet, wie sie arbeiten sollten, oft hat es aber nichts mit der Ausbildung zu tun, sondern mit der Situation, in der sie gelebt haben.“

Und zum Schluss empfehlen die Ärztinnen den Lesern der INZEITUNG: „Auf jeden Fall Prophylaxe! Dass man zu regelmäßigen Kontrollen kommt, dass man keine Angst vor dem Zahnarzt haben soll, weil die Zahnärzte probieren, ohne Schmerzen zu behandeln. Das ist das Wichtigste! Mindestens ein Mal im Jahr, wenn man schon saniert ist. Wir empfehlen zwei Mal im Jahr, das lohnt sich. Dadurch spart man Geld für teure Behandlungen.“

■ Svetlana Boltovskaia ist Ethnologin und freie Journalistin.

Vertraute Sprache

Nicht nur so genannte „Importbräute“ schätzen den kulturellen Hintergrund der Psychotherapeutin Deniz Balduk-Kazenwadel.

Von Dr. Anja Lusch

Diplom-Psychologin Deniz Balduk-Kazenwadel arbeitet seit 2004 als niedergelassene psychologische Psychotherapeutin in einer Praxisgemeinschaft in Freiburg. Viele türkische Patienten kommen aus ganz Freiburg zu ihr, denn sie ist eine der wenigen Therapeuten, die türkisch spricht. Da sie in der Türkei geboren und zweisprachig aufgewachsen ist, kann sie den speziellen kulturellen und religiösen Hintergrund ihrer Patienten berücksichtigen. Dazu gehört zum Beispiel auch das spezielle Wissen über die Geschlechterrollen.

Durch die Sparmaßnahmen der Gesundheitsreform gibt es nur eine begrenzte Anzahl an Psychotherapeuten, deren Leistungen von den gesetzlichen Krankenkassen bezahlt werden. In ganz Südbaden gibt es nur eine türkische Ärztliche Psychotherapeutin (Psychoanalytikerin) mit Kassenzulassung. Sie praktiziert ebenfalls in Freiburg. Die Wartezeit bei ihr beträgt zwei Jahre. Suizidgefährdete können nicht so lange warten.

Deutsche Ärzte stellen aufgrund von Verständigungsproblemen bei ausländischen Patienten oft falsche Diagnosen. Werden psychische Krankheiten nicht richtig erkannt oder zu spät behandelt, verschlimmern sich die Probleme. Das kann hohe Folgekosten für spätere Behandlungen verursachen. Deniz Balduk-Kazenwadel könnte den türkischen Patienten schneller helfen. Aber sie hat keine Kassenzulassung und die Patienten müssten auf eigenen Rechnung kommen. Nur einige gesetzliche Krankenkassen erkennen ihre Arbeit als wertvoll an und bezahlen die Behandlung.

Durch ihre verhaltenstherapeutische Ausbildung hat Deniz Balduk-Kazenwadel die fachliche Kompetenz und durch den eigenen Migrationshintergrund eine kultursensitive Sichtweise, die deutschen Behandlern manchmal fehlt. Vor der Diagnose und noch vor der Behandlung gelingt es ihr zunächst einmal ein Vertrauensverhältnis zu schaffen. Dazu gehört ein Grundinteresse für die Kultur und Respekt vor der anderen Lebensform oder Religion, welches bei kulturfremden Behandlern seltener vorhanden ist. Sie stellt immer wieder fest, dass die er-

ste Generation der Migranten die Wahl der Behandler eher nach den sprachlich-kulturellen Kriterien und nicht nach deren Qualifikation oder der therapeutischen Richtung trifft. Viel wichtiger ist für die Patienten die Herzlichkeit, Offenheit und die Kenntnis über ihre kulturellen Besonderheiten. Patienten können von Therapeuten aus dem gleichen Kulturkreis Interventionen eher annehmen, als von kulturfremden Behandlern.

„Eine wichtige Patientengruppe in meiner der Praxis“, berichtet Deniz Balduk-Kazenwadel, „sind die sogenannten 'Importbräute'. Das sind Frauen, die offiziell über Familienzusammenführung, das heißt durch eine Heirat mit einem in Deutschland lebenden Türken, nach Deutschland gebracht worden sind. Hier kommen viele Erwartungen, Wünsche und Ängste auf beiden Seiten der Eheleute oder der Familien ins Spiel, die leider oft enttäuscht werden.“ Die Brauteltern hoffen auf finanzielle Unterstützung, verdrängen aber die Probleme der Tochter in der Migration. Der Bräutigam und seine Familie erhoffen sich eine reine und gehorsame Frau. Den Frauen fehlt hier je-



Deniz Balduk-Kazenwadel arbeitet in einer Freiburger Praxisgemeinschaft mit einer Sprachtherapeutin und einer Heilpädagogin für Kinder. Sie kommt als Übersetzerin und Beraterin zu ihren Kolleginnen dazu, wenn die Kinder der türkischen Patienten Probleme haben. Dabei hilft ihr das Hintergrundwissen über die Eltern. Auch in vielen anderen Fällen ergänzen und unterstützen sich die drei Frauen in der Zusammenarbeit sehr gut.

Foto: Anja Lusch

doch die Unterstützung der eigenen Großfamilie. Sie geraten leicht in die Isolation und in finanzielle Abhängigkeit.

Nicht nur die türkischen Frauen haben Probleme. Meist sind Ehemänner und Kinder oder die ganze Familie beteiligt. Manchmal können die Kinder schon besser Deutsch als ihre Eltern, kommen dadurch aber mit nicht kindgerechten Themen in Berührung, wenn sie zum Übersetzen gebraucht werden. Das kann für die Kinder sehr belastend werden, wenn sie zum Beispiel mit Arbeitslosigkeit, Schulden oder schweren Krankheiten der Eltern konfrontiert werden.

In ihrer Arbeit bezieht Deniz Balduk-Kazenwadel die ganze Familie ein. Das geht in vielen Fällen über die reine psychologische Betreuung hinaus.

■ Dr. Anja Lusch ist Journalistin und Lektorin sowie Lehrbeauftragte an der Hochschule für Soziale Arbeit der Fachhochschule Nordwestschweiz Basel/Olten.

Perspektiven verbessern

Projekt „FrauenSTÄRKEN“ startet in zehn Stadtteilen

Unbürokratische Beratung und Nachbarschaftskontakte für Migrantinnen bieten ab November zehn neue Stadtteiltreffs, die in den kommenden Wochen ihre Arbeit aufnehmen werden. Frauen unterschiedlicher ethnischer und sozialer Herkunft erhalten hier Informationen und Unterstützung für viele Lebenslagen. Das EU-Projekt „Xenos – FrauenSTÄRKEN im Quartier“ will damit den Frauen helfen, ihre beruflichen Perspektiven zu verbessern, nachbarschaftliche Kontakte zu knüpfen oder einfach nur mit anderen Frauen ins Gespräch zu kommen.

Angesprochen sind vor allem Frauen, deren Situation von unzureichenden Deutschkenntnissen, fehlenden Berufsperspektiven und geringen Kon-



takten zu deutschen Familien gekennzeichnet ist. Merkmal des Projektes ist es auch, dass die beteiligten Frauen Angebote und Inhalte aktiv mitgestalten können. Auch eigene Finanzmittel stehen zur Verfügung, und selbstverständlich zählt auch die Kinderbetreuung zum Angebot. Die Teilnahme ist für alle Frauen kostenlos.

Die Treffpunkte sind wöchentlich für drei Stunden geöffnet und werden von erfahrenen Frauen mit eigener Migrationsgeschichte geleitet. Koordiniert und initiiert wird die Arbeit vom städtischen Büro für Migration und Integration. Träger sind Caritasverband, Diakonie, Südwind e.V., Nachbarschaftswerk Freiburg, Erwachsenenbegegnungsstätte Weingarten und K.I.O.S.K. e.V. im Rieselfeld, die alle Erfahrungen aus der Stadtteil- und Migrationsarbeit einbringen.

Das Projekt, das mit 270 000 Euro vom Europäischen Sozialfonds und mit 120 000 Euro von der Stadt Freiburg finanziert wird, ist zunächst auf zwei Jahre bis Juni 2012 angelegt

■ Infos: Büro für Migration und Integration, E. Gierrth, Tel: 201-3058, E-Mail: evelyn.gierth@stadt.freiburg.de

■ Treffpunkte (öffnen bis November nach und nach):
 Zähringer Treff, Alban-Stolz-Str. 18, Di 15.30-18.30 Uhr
 Franz-Hermann-Haus, Sundgaullee 8, Do 14-17 Uhr
 Haus der Begegnung Landwasser, Habichtweg 48, Mi 9.30-12.30 Uhr
 Interkulturelle Teestube, Fehrenbachallee 50, Di 9-12 Uhr (bereits offen)
 Auferstehungsgemeinde, Kapplerstr. 25, Di 9.30-12.30 Uhr
 Mehrgenerationenhaus, Sulzburgerstr. 18, Mo 9.30-12.30 Uhr
 Glashauss, Maria-von-Rudloff-Platz 2, Mo 9.30-12.30 Uhr
 Stadtteiltreff Haslach, Melanchthonweg 9b, Di 9.30-12.30 Uhr (bereits offen)
 Haus Langemarckstr. 97, Mi 9.30-12.30 Uhr
 Stadtteiltreff Brühl-Beurbarung, Tennenbacherstr. 36, Di 9.30-12.30 Uhr

Transkulturelle Kompetenz üben

AMIKO, das Institut für Migration, Kultur und Gesundheit, feiert seinen 10. Geburtstag.

Von Susanne Einfeld

AMIKO, das Institut für Migration, Kultur und Gesundheit in Freiburg, feiert dieses Jahr sein 10-jähriges Bestehen. Geführt wird es von den beiden Medizinerinnen Yvonne Adam und Magdalena Stülb. In Schulungen und Trainings vermittelt AMIKO Wissen über Menschen unterschiedlicher kultureller und religiöser Orientierungen und über Migrationszusammenhänge. Fachkräfte vor allem aus den Bereichen Gesundheit – ÄrztInnen, Gesundheits- und KrankenpflegerInnen, Hebammen – und aus dem Sozialwesen nehmen die Angebote von AMIKO wahr.

Die **IN ZEITUNG** befragte Yvonne Adam zu Menschen mit Migrationshintergrund im Gesundheitswesen und zur Bedeutung von inter- beziehungsweise transkultureller Kompetenz im Pflegealltag.

IN ZEITUNG: Was genau vermittelt Ihr Institut den Ärzten und Pflegekräften?

Yvonne Adam: Wir leisten Bildungsarbeit in Form von Tagungen und Workshops. Dort informieren wir über den Alltag und die Lebenswelten von Migrantinnen und Migranten und bemühen uns darum, unsere Seminarteilnehmenden für den Umgang mit den unterschiedlichen kulturellen Orientierungen der Patientinnen und Patienten zu sensibilisieren.

IN ZEITUNG: Was erwarten denn die Ärzte, Pflegerinnen und Pfleger und die Hebammen, wenn sie zu Ihnen kommen?

Adam: Nun, sie erwarten Rezepte – so wie Kochrezepte! Sie kommen mit einzelnen Erkrankten beziehungsweise deren Verhalten nicht zurecht und wollen von uns wissen, wie man beispielsweise einen Kurden oder eine Türkin oder einen Afrikaner zu behandeln hat.

IN ZEITUNG: Und? Welche Rezepte haben Sie?

Adam: Keine! Aber anhand von ganz konkreten Bei-

spielen und individuellen Biographien von Menschen mit Migrationshintergrund versuchen wir zu zeigen, dass drei wichtige Ebenen gesehen werden müssen: die migrationsspezifische, die kulturelle, die individuelle. Kulturelles oder gar nationales Schubladendenken führt hier nicht weiter, Menschen entwickeln aus ganz unterschiedlichen Gründen Ängste, Abwehrverhalten oder bringen ihre Tabus mit. Da muss man schon etwas genauer hinschauen.

IN ZEITUNG: Ist es das, was Sie unter interkultureller Kompetenz verstehen?

Adam: Genau genommen benutzen wir den Begriff „Transkulturelle Kompetenz“. Transkulturalität be-



deutet, dass Kulturen nicht voneinander abgegrenzt existieren, sondern sich gegenseitig durchdringen. Wenn sich unterschiedliche Menschen aus verschiedenen Kulturen begegnen, passt sich jeder auf seine Weise an, da entsteht dann oft etwas ganz Neues. Und wir meinen, dass es wichtig ist, diese Veränderungen wahrzunehmen und dass das wiederum eine Änderung der Haltung den Menschen gegenüber bewirkt – egal, woher sie kommen. Wir arbeiten viel mit Rollenspielen. Diese ermöglichen einen Perspektivenwechsel: Plötzlich versteht man, warum der eine und die andere sich so oder so verhält.

IN ZEITUNG: Haben Sie Erfolg mit Ihrer Arbeit?

Adam: Wie gesagt, wir können die Haltung vieler Menschen positiv beeinflussen, Verständnis und Toleranz hervorrufen. Allerdings ist der Alltag von Ärztinnen, Ärzten und Pflegekräften vor allem durch Zeitmangel und Hektik geprägt – dabei wäre es so wichtig, sich Zeit zu nehmen für die Patientinnen und Pati-

enten, für alle, aber noch mehr für diejenigen, die aus anderen kulturellen Zusammenhängen kommen.

Tatsächlich gibt es aber kaum Gesprächsmöglichkeiten, so gut wie keine Dolmetschenden und natürlich auch kein Geld dafür. Da reicht dann oft die beste Haltung im transkulturellen Sinn nicht aus.

IN ZEITUNG: Das klingt nicht so hoffnungsvoll.

Adam: Das Ganze kommt eben nur langsam in Gang. Es gibt das EU-Pilotprojekt „Migrantenfreundliche Krankenhäuser“, an dem 12 Krankenhäuser aus 12 europäischen Ländern teilnehmen. Im Insepsital in Bern wird beispielsweise das gesamte Personal in transkultureller Kompetenz geschult. Der Schwerpunkt liegt dort auf der Sprache, das heißt durch von der Klinik bezahlte Dolmetscherdienste gibt es nachweislich kürzere Liegezeiten bei den Patientinnen und Patienten. Sie und das Personal sind viel zufriedener; dadurch kommt es insgesamt zu Kosteneinsparungen, die den Dolmetscherdienst wieder auffangen und sich also bezahlt machen.

IN ZEITUNG: Wie sehen Ihre Visionen aus?

Adam: Ein Beispiel: 2004 waren wir Initiatorinnen eines Projekts der Akademie für medizinische Berufe. Wir bereiteten zusammen mit Hebammen-Auszubildenden einen Besuch in einem Integrationskurs für Frauen vor, wo dann ein Austausch stattfand, der für beide Seiten sehr fruchtbar war. Die Migrantinnen kamen teils mit vielen Fragen, aber auch mit viel Wissen – unter ihnen war auch eine Hebamme aus Togo. Für die Hebammen-Schülerinnen war das Projekt ebenfalls spannend, sie konnten direkt mit Frauen aus unterschiedlichen Ländern in Kontakt treten und sich in „transkultureller Kompetenz“ üben. Gerade während der Ausbildung gibt es dafür viel Offenheit. Persönliche Kontakte sind und bleiben das Allerwichtigste.

■ Susanne Einfeld ist freie Autorin und arbeitet als Trainerin für Interkulturelle Kommunikation.

AIDS-Prävention und Hip-Hop-Events

Das GEMO-Projekt erforschte Zugangswege für MigrantInnen zur Gesundheitsvorsorge.

Von Nausikaa Schirilla

Schon seit längerem zeigen wissenschaftliche Studien, dass viele Migrantinnen und Migranten in ihrem Zugang zum Gesundheitswesen benachteiligt sind. Dies gilt insbesondere für die Diagnose gesundheitlicher Probleme und für die Prävention. Dass es notwendig und möglich ist, neue Zugangswege in der Gesundheitsvorsorge und insbesondere auch in der HIV/Aids-Prävention zu finden, die stärker an den Lebenswelten und Erfahrungen der Menschen orientiert sind, hat ein Projekt des Deutschen Roten Kreuzes gezeigt, das von der Katholischen Fachhochschule Freiburg wissenschaftlich begleitet wurde.

Das Projekt „Gesundheitsvorsorge und HIV/Aids-Prävention für Menschen aus Osteuropa“ – kurz GEMO – wurde vom DRK-Landesverband Badisches Rotes Kreuz und der Aids-Hilfe Freiburg durchgeführt. Es wurde gefördert durch das Bundesministerium für Gesundheit. Von August 2008 bis Juli 2010 wurden in Freiburg, Emmendingen, Konstanz und Waldshut die verschiedensten Maßnahmen und Aktivitäten zur Verbesserung der allgemeinen Gesundheitsvorsorge und zur HIV/Aids-Prävention sowie zur interkulturellen Öffnung des Gesundheitssystems erprobt.

Es wurden unter anderem erfolgreich Gesundheitskurse für Migranten konzipiert, pädagogische

Gruppenangebote für Jugendliche durchgeführt und ehrenamtliche Multiplikatoren mit Migrationshintergrund geschult. Viele innovative Ideen wurden umgesetzt, wie Schulungen zu Sexualität und HIV/Aids-Prävention in den Integrationskursen, Info-Veranstaltungen bei Diskos, Fußballturnieren, Hip-Hop-Events und so weiter.

Ein wichtiges Projektergebnis besteht für die Begleitforschung darin, dass Migrantinnen und Migranten offen sind für Gesundheitsvorsorge und HIV-Prävention. Diese sollte sich aber nicht gezielt an einzelne Nationalitäten oder Kulturen richten, sondern eher an MigrantInnen allgemein. Die Ansprache der Teilnehmenden gelang im Projekt

Die Selbstauflösung als Fernziel

Medinetz Freiburg vermittelt medizinische Versorgung für Menschen ohne Papiere.

Von Achim Kiritarschky

Genaue Zahlen gibt es natürlich nicht, aber inoffiziellen Schätzungen zufolge leben in Deutschland über eine halbe Million und in Baden-Württemberg mindestens 10 000 Personen ohne Aufenthaltserlaubnis. Für diese Menschen ohne gültige Ausweispapiere bringt ihre Illegalität viele Probleme mit sich: Sie haben keinen Zugang zu legaler Beschäftigung, zu Sozialleistungen, zum Schulsystem – und keinen Zugang zur Gesundheitsversorgung. Im Notfall können sie zwar über das Sozialamt an medizinische Behandlung gelangen, doch der Weg über diese öffentliche Behörde birgt stets die Gefahr, dass Daten der Betroffenen an die Ausländerbehörde übermittelt werden. Dabei ist die Anonymität oft der einzige Schutz der Papierlosen vor einer drohenden Abschiebung.

Die berechtigte Angst vor Abschiebung führt dazu, dass Krankheiten nicht oder zu spät erkannt und nicht adäquat behandelt werden. Um für die Betroffenen wenigstens eine medizinische Minimalversorgung zu gewährleisten, haben sich in Deutschland Mitte der 1990er Jahre die ersten Medibüros und MediNetze gegründet. Inzwischen gibt es bundesweit über 20 dieser unabhängigen Netzwerke aus Freiwilligen, Ärztinnen und Ärzten sowie Angehörigen anderer medizinischer Berufe, die es sich zum Ziel gesetzt haben, illegalen Migrantinnen und Migranten sowie Menschen mit Aufenthaltserlaubnis, aber ohne Krankenschein anonym und kostenlos medizinische Hilfe zu vermitteln.

Das Freiburger Medinetz wurde 1998 gegründet. Einmal wöchentlich hat das Büro in der Adlerstraße geöffnet, zudem wird der Anrufbeantworter täglich abgehört. „Wir vermitteln im Schnitt ein bis zwei Fälle pro Woche“, sagt Volker Rehder. Der Gestaltungstherapeut ist seit acht Jahren für Medinetz aktiv und einer von derzeit 18 Ehrenamtlichen in Freiburg.

„Die Zahl von rund 70 Vermittlungen pro Jahr hat sich über die Jahre hinweg kaum verändert“, so Rehder. Ebenso konstant sei ein fester Stamm von etwa 50 Ärztinnen und Ärzten, Hebammen, Physiotherapeuten et cetera, die die Betroffenen nach ihrer Vermittlung unentgeltlich und anonym behandeln. Darunter sind viele Allgemeinmediziner, aber auch Spezialisten. „Am meisten werden neben Allgemeinärztinnen und -ärzten erfahrungsgemäß Gynäkologinnen oder Gynäkologen benötigt“, sagt Volker Rehder. „Da könnten wir durchaus noch Unterstützung



gebrauchen, ebenso fehlt auf unserer Liste eine Augenärztin oder ein Augenarzt.“

Trägt im Normalfall der behandelnde Arzt die Kosten, so wird die Finanzierung bei aufwendigen Untersuchungen schon schwieriger. „Alles, was mit dem Krankenhaus zu tun hat, ist teuer“, sagt Volker Rehder. „Für eine Geburt muss man zum Beispiel etwa 1000 Euro veranschlagen, und Menschen, die keine Papiere haben, haben gewöhnlich auch kein Geld.“ Hier springt der Gesundheitsfonds des Badischen Roten Kreuzes ein, der vor einigen Jahren eingerichtet wurde und sich aus Spenden finanziert. Der Fonds ist ausschließlich für Menschen ohne Papiere gedacht und hält Mittel für die medizinische Notfallhilfe bereit, die im Einzelfall beantragt werden.

Anstehende Geburten sind ein häufiger Grund bei den Vermittlungen von Medinetz. „Wir versuchen für die Zeit der Schwangerschaft eine Duldung für die werdende Mutter zu bekommen“, so Rehder, „von acht Wochen vor bis sechs Wochen nach der Geburt ist die Mutter dann geschützt.“ In diesem Fall trägt dann das Sozialamt die Kosten für die Entbindung. Problemlos ist das trotz allem nicht, denn für eine Geburtsurkunde muss die Illegalität aufgegeben werden – und damit weiß auch die Ausländerbehörde von der Existenz von Mutter und Kind.

Ein- oder zweimal im Jahr betreibt Medinetz Werbung in eigener Sache und verteilt gezielt Flyer. „Viele Papierlose wissen gar nicht, dass es uns gibt“, vermutet Volker Rehder, „und wenn sie uns kennen lernen, können sie nicht glauben, dass wir wirklich umsonst arbeiten – und nicht mit der Polizei in Kontakt stehen.“ Derzeit arbeitet Medinetz zudem an einem Flugblatt für das Personal von Sozialämtern und Krankenhäusern, denn vielen dort ist nicht bewusst, dass – nach einer Verwaltungsvorschrift zum Aufenthaltsgesetz vom Herbst 2009 – die Weitergabe von personenbezogenen Daten an die Ausländerbehörden im Sinne des verlängerten Geheimnisschutzes untersagt ist. Da diese Vorschrift bisher uneinheitlich berücksichtigt wird, fordert Medinetz deren bundesweite Umsetzung.

Das aktuellste Projekt von Medinetz ist die Forderung nach Einführung eines Anonymen Krankenscheins. Doch auch der ist für Volker Rehder nur eine Zwischenlösung: „Das ideale Ziel unserer Arbeit ist es, Medinetz aufzulösen. Das können wir dann, wenn unsere Arbeit überflüssig geworden ist, wenn also alle Menschen, ob legal oder illegal, freien Zugang zur medizinischen Versorgung haben.“

■ Medinetz Freiburg, Adlerstr. 12, Tel. 0761-2088331, Beratung/Vermittlung dienstags 16.30-18.00 Uhr, mail: info@medinetz.rasthaus-freiburg.de

insbesondere über Migrationsberatungsstellen des DRK oder über bekannte Gruppen, wie Sprachschulen, Schulsozialarbeit und (Weiter-)Bildungsträger. Deswegen ist es für alle Stellen, die die Gesundheitsvorsorge für MigrantInnen verbessern wollen, wichtig, vernetzt zu arbeiten und viele Kooperationspartner zu haben.

Interessant ist der geschlechtsspezifische Aspekt: Die Teilnehmergruppen der Aktivitäten setzten sich vorwiegend aus Frauen beziehungsweise Müttern und weniger aus Männern zusammen. Die Gruppe der Frauen generell ist besonders ansprechbar für die Thematik. Jugendliche wurden vor allem über Gruppenaktivitäten erreicht, insbesondere über die Schule beziehungsweise Schulsozialarbeit über bekannte Gruppen, aber auch über Schlüsselpersonen und Bildungsträger. Auch das Netzwerk der Aids-Hilfe Freiburg spielte eine bedeutende Rolle.

Eine weitere Erkenntnis betrifft die Rolle der Migrantinnenorganisationen. Aus einer Studie der wissenschaftlichen Begleitung geht hervor, dass Organisationen wie Gemeinden, Sprachschulen und Kulturklubs schon eine generelle Offenheit auch für alle Fragen der Gesundheitsvorsorge signalisieren. Ihre Stärken liegen aber eher im kulturellen und sozialen Feld, die Organisationen sind auch personell, materiell und finanziell an ihren Grenzen, und Gesundheitsvorsorge und insbesondere HIV-Prävention sind kein Thema.

Interessant sind auch die Ergebnisse einer Befragung von Menschen aus Osteuropa zu ihrer Haltung zu Gesundheitsvorsorge, Aids und HIV-Positiven. Sie zeigen, dass viele MigrantInnen osteuropäischer Herkunft die Verantwortung für Fragen der Gesundheit und HIV/Aids zunächst bei staatlichen Stellen und Ärzten sehen. Sie bezeichnen aber auch die eigene Verantwortung als wichtig. Einschätzungen und Emp-

findungen HIV-Infizierten gegenüber sind sehr unterschiedlich. Bei Familienmitgliedern und bei Kindern wurde im Falle einer Infektion besonders viel Mitleid ausgedrückt. Aber es werden klare Abgrenzungen zu Gruppen wie Drogengebraucher oder Homosexuelle ersichtlich, hier ist weniger Mitleid vorhanden, es überwiegen Schuldzuweisungen und Ablehnung.

Aids wird immer wieder zum Randgruppenthema gemacht, aus der Wahrnehmung verdrängt und der Verantwortung entzogen. Dennoch betont die Mehrheit der Befragten, dass es wichtig ist, mehr zu informieren und öffentliche Stellen zu haben, an die man sich wenden kann. Das GEMO-Projekt ist einen Schritt in diese Richtung gegangen. Die Ergebnisse des Projekts und der Begleitforschung werden in einem Handbuch erscheinen.

■ Weitere Infos unter migration@drk-baden.de oder schirilla@kfh-freiburg.de



Neunzehn für Freiburg

Nach der Wahl im Juli hat der neue Migrantinnen- und Migrantenbeirat im September seine Arbeit aufgenommen und den fünfköpfigen Vorstand und seinen Vorsitzenden gewählt.



Der neue Migrantinnen- und Migrantenbeirat der Stadt Freiburg – hinten von links: Dr. Said Alim Masumi, Özkan Celik, Ferruh Yildiz, Mariya Barabash, Hüseyin Sarikaya, Robert Wyszkowski, Svetlana Boltovskaia, Dr. Miguel Garcia González, Lucia Rolim-Schulz, Hatun Karakaya, Ali Demirbüker, Meral Gründer, Zafer Koc; vorn: Semir Özdemiir, Anne Hetkamp, Dr. Mónica Alarcón, Yasar Torlak; es fehlen: Emma Feist und Dr. Eliko Ciklauri-Lammich. Foto: Susanti Dewi

Am 18. Juli 2010 haben die in Freiburg lebenden Ausländer und Deutsche mit Migrationshintergrund den Migrantinnen- und Migrantenbeirat gewählt. Von den acht Listen, die sich zur Wahl gestellt hatten, sind sechs im neuen Beirat vertreten; nicht dabei sind die „Interkulturelle Liste“ und die „Kurdische Liste“. Die stärkste Gruppe im neuen Beirat ist die „Internationale Migrantenunterstützung“ mit acht Dele-

gierten, gefolgt von der „Stimme mit Akzenten“ mit fünf. Die Wahlbeteiligung entsprach mit 6,1 % etwa der vor fünf Jahren; die absolute Wählerzahl lag bei 1311 und hat sich ebenfalls kaum verändert. Sehr hoch war der Anteil von 510 Briefwählern gegenüber 801 Stimmberechtigten, die ins Wahllokal gingen.

Der neue Beirat hat am 22.09.2010 zum ersten Mal getagt und den fünfköpfigen Vorstand ge-

wählt. Der neue Vorsitzende des Beirats ist auch der alte und heißt Dr. Miguel Garcia. Er bekam nicht nur bei der Wahl zum Vorsitzenden die meisten Stimmen, sondern hatte auch bei der Beiratswahl selbst schon ganz vorn gelegen. Zu seinen Stellvertreterinnen und Stellvertretern im Vorstand wurden Yasar Torlak, Anne Hetkamp, Meral Gründer und Zafer Koc gewählt.



Die gewählten Bewerberinnen und Bewerber

Name	Beruf	Geb.	Liste	Stimmen	Anteil
1 Dr. Garcia González, Miguel Angel	Professor	1958	Stimme mit Akzenten	376	2,52%
2 Torlak, Yasar	Fotograf	1965	Int. Migranten Unterstützung	369	2,47%
3 Özdemiir, Semir	Diplom-Pädagogin	1960	Frauenliste Sisters	338	2,27%
4 Wyszkowski, Robert	Journalist	1964	Int. Migranten Unterstützung	334	2,24%
5 Dr. Masumi, Said Alim	Wissenschaftler (Forstwirtschaft)	1945	Demokr. Migrantengruppe	315	2,11%
6 Barabash, Mariya	Sprachdozentin	1979	Int. Migranten Unterstützung	291	1,95%
7 Yildiz, Ferruh	Großhandelskaufmann	1973	Int. Migranten Unterstützung	290	1,94%
8 Celik, Özkan	Student (Lehramt)	1978	Int. Migranten Unterstützung	288	1,93%
9 Dr. Alarcón Dávila, Mónica	Lehrbeauftragte (Philosophie)	1961	Stimme mit Akzenten	286	1,92%
10 Koc, Zafer	Selbständig	1977	Int. Migranten Unterstützung	281	1,88%
11 Dr. Ciklauri-Lammich, Eliko	Juristin	1957	Frauenliste Sisters	278	1,86%
12 Boltovskaia, Svetlana	Wissenschaftlerin (Ethnologie)	1972	Stimme mit Akzenten	275	1,84%
13 Karakaya, Hatun	Kauffrau	1978	Int. Migranten Unterstützung	261	1,75%
14 Demirbüker, Ali	Diplom-Betriebswirt	1964	Stimme mit Akzenten	249	1,67%
15 Gründer, Meral	Diplom-Soziologin	1969	Freiburg International	248	1,66%
16 Rolim-Schulz, Lucia Maria	Sprachlehrerin	1954	Stimme mit Akzenten	247	1,66%
17 Hetkamp, Anne	Krankenschwester	1971	Freiburg International	247	1,66%
18 Sarikaya, Hüseyin	Schneidermeister	1964	Int. Migranten Unterstützung	244	1,64%
19 Feist, Emma	Lehrerin	1952	Deutsche aus Russland	243	1,63%



Dauerhaft und unüberhörbar mitgestalten

Wie viele seiner Ideen der neue Beirat in den nächsten fünf Jahren umsetzen kann, wird nicht zuletzt von seiner finanziellen Ausstattung und der Unterstützung durch die Verwaltung abhängen.

Von Anja Bochtler

Das Ziel war klar: Mehr Wählerinnen und Wähler! Dieser Appell prägte jede Veranstaltung und jeden Flyer vor der Wahl der 19 neuen Mitglieder des Migrantinnen- und Migrantenbeirats im Juli. Er schweißte alle zusammen, ganz egal, für welche der acht Listen – die inhaltlich ohnehin in vielen Punkten kaum unterscheidbar waren – sie sich engagierten. Deutlich besser als 2005 sollte die Beteiligung diesmal werden, denn vor fünf Jahren hatten nur 6,4 % der Berechtigten ihre Stimme abgegeben. Und nun? Nun sank die Beteiligung sogar noch weiter: auf 6,1 %. Warum ist das so? Und was folgt daraus?

Es ist ein Teufelskreis. Wenn wenige wählen, sinkt die Bedeutung des Beirats in der Öffentlichkeit. Wenn

Wahlbeteiligung

	18.7.2010	19.6.2005	2.4.2000
Wahlberechtigte	21489	19904	15535
Wähler/innen	1311	1270	1472
ungültige Stimmzettel	12	21	154
gültige Stimmzettel	1299	1249	1318
gültige Stimmen	14919	13435	15435
Wahlbeteiligung	6,10 %	6,38 %	9,48 %

er als unwichtig gilt, gehen immer weniger Menschen zur Wahl. Und so weiter. Muss das so sein? Auswege findet nur, wer die Wahl eines MigrantInnenbeirats nicht nur aus der Perspektive der Zahlen betrachtet, sondern ihre Besonderheiten sieht. Dafür plädiert Roberto Alborino, der langjährige Vorsitzende des früheren Ausländerbeirats, angesichts der Ergebnisse. Sie sind keineswegs ungewöhnlich: In Augsburg lag die Beteiligung bei der Wahl zum Integrationsbeirat in diesem Jahr mit 9,3 % nicht wesentlich über der Freiburger Quote, in Heidelberg wählten im vergangenen Jahr sogar nur 5,9 % den Migrationsrat. In Freiburg gingen diesmal in absoluten Zahlen mehr Menschen zur Beiratswahl als fünf Jahre zuvor, doch weil die Anzahl der Wahlberechtigten zunahm, lag die Beteiligung trotzdem niedriger.

Die Wahl eines MigrantInnenbeirats lässt sich nicht mit Wahlen zum Gemeinderat oder gar zum Bundestag vergleichen. Zum einen, weil viele MigrantInnen – vor allem Flüchtlinge – existenzielle Sorgen haben, als sich mit Politik zu beschäftigen. Oder weil ausländische Studierende sich – genau wie ihre deutschen KollegInnen – wenig mit der Stadt identifizieren, in der sie vorübergehend studie-

ren. Das Hauptargument für die schlechte Beteiligung aber ist: Die Beiräte können nichts mitbestimmen, sondern den Gemeinderat und andere Gremien lediglich beraten. Da liegt es nahe, dass sich viele zurückziehen. Manche, die einen deutschen Pass haben, bevorzugen vermutlich „richtige“ Wahlen, vielleicht definieren sie sich ohnehin nicht mehr über ihren Migrationshintergrund. EU-Angehörige können zumindest an Kommunalwahlen teilnehmen. Den anderen – in Freiburg sind das laut städtischem Amt für Migration und Integration zwei Drittel von zwölf Prozent der Bevölkerung mit ausländischem Pass – bleibt ohne den Beirat überhaupt keine Wahl.

Diese exklusive Bedeutung für einen Teil seiner WählerInnen würde der Beirat nur zu gerne loswerden: Seit Jahren tritt er dafür ein, das Wahlrecht für alle zumindest auf kommunaler Ebene durchzusetzen. In der Medien- und Öffentlichkeitskommission des früheren Ausländerbeirats entstand die Initiative „Wahlkreis 100 %“, der symbolische Wahlen organisiert. Das Ziel eines Wahlrechts für alle will auch die „Internationale MigrantInnenunterstützung“ (IMU) unterstützen, die Liste, die diesmal bei der Wahl mit 27,3 % aller Stimmen am besten abgeschnitten hat: durch Zusammenarbeit mit dem „Wahlkreis 100 %“ und anderen MigrantInnenbeiräten und Abgeordneten landesweit.

Auch sonst gibt's jetzt wieder viele Pläne und Ideen: Unter anderem sollen MigrantInnenvereine Forderungen an den Beirat stellen, die an den Gemeinderat weitergeleitet werden. Eine neue Kommission könnte eine bessere Beteiligung von MigrantInnen am Arbeitsmarkt anstreben. Die Stadtverwaltung soll eine „MigrantInnenquote“ für die Besetzung städtischer Stellen einführen. Und wenn der MigrantInnenbeirat ein Büro im Rathaus bekäme, würde er vermutlich besser wahrgenommen. Die Ausstattung des Beirats ist ohnehin seit langem ein leidiges Thema: Bisher er-

halten das Gremium 10 000 Euro im Jahr von der Stadt, die Beiräte arbeiten komplett ehrenamtlich, übrigens im Gegensatz zu Stadträten des Gemeinderats, die eine monatliche Grundpauschale von 750 Euro als „Aufwandsentschädigung“ bekommen – plus Regionalkarte und zusätzliche Vergünstigungen.

Wie viele ihrer Ideen und Ziele werden die 19 neuen Beiräte in den kommenden Jahren umsetzen, wie bekannt und akzeptiert werden sie bis zur nächsten Wahl bei ihren WählerInnen und in der Öffentlichkeit sein? Auch 2005 stiegen die damals neuen BeirätInnen mit viel Elan in die Beiratsarbeit ein und

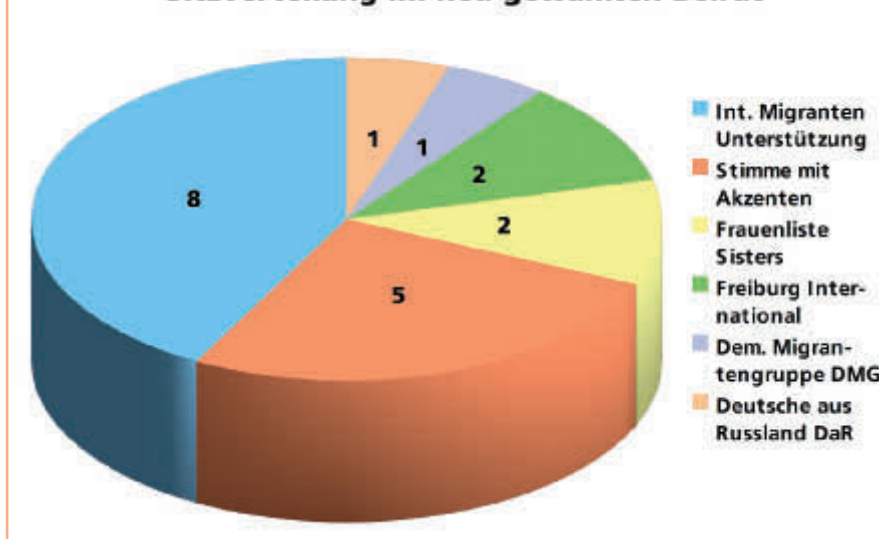
Stimmenverteilung nach Listen

Liste	Stimmen	Anteil	Sitze
Frauenliste Sisters	1750	11,7 %	2
Landmannschaft Deutsche aus Russland (DaR)	821	5,5 %	1
Demokratische Migrantengruppe (DMG)	973	6,5 %	1
Interkulturelle Liste (IK-L)	1648	11,0 %	0
IMU Internationale MigrantInnenunterstützung	4073	27,3 %	8
Kurdische Liste	793	5,3 %	0
Stimme mit Akzenten	3284	22,0 %	5
Freiburg International	1577	10,6 %	2

wollten dafür sorgen, dass der Beirat in der Öffentlichkeit deutlicher wahrgenommen wird. Angesichts der Wahlergebnisse scheint das nicht gelungen zu sein. Wirklich überraschend aber war diese Entwicklung nicht: Spätestens bei einem Werkstattgespräch des MigrantInnenbeirats im vergangenen November waren sich die rund 100 TeilnehmerInnen einig, dass sich ohne eine professionellere und finanziell bessere Ausstattung des Beirats nicht viel ändern kann. Ein Teil dieser „besseren Ausstattung“ wäre auch die Finanzierung dieser **IN ZEITUNG**. Im Februar hat sich eine Arbeitsgruppe mit Vertretern der Gemeinderatsfraktionen gegründet, die Vorschläge für eine Stärkung des Beirats erarbeitet.

Roberto Alborino hat indes noch einen anderen Tipp für die frisch Gewählten: Sie sollten die Stadtverwaltung mehr in die Pflicht nehmen, statt zu versuchen, alles selbst zu machen und sich damit zu überfordern. Dann könnte sich der MigrantInnenbeirat stärker auf seine eigentliche Aufgabe besinnen: Klare politische Forderungen zu stellen und die öffentlichen Diskussionen dauerhaft und unüberhörbar mitzugestalten – als Stimme für knapp 30 % der Freiburger Bevölkerung mit Migrationserfahrung.

Sitzverteilung im neu gewählten Beirat



Eine fühlbare Kultur

Das Rumänische Institut in der Uhlandstraße beherbergt nicht nur eine umfangreiche Bibliothek.

Von Silviu Sanda

In der Nähe der Dreisam gibt es eine ganz besondere kulturelle Einrichtung. Über diese würde ich gerne ein Märchen erzählen, das – wie alle Märchen – mit einem „Es war einmal...“ beginnt und so weiter geht: „...es besteht immer noch und wird auch weiter bestehen, solange wir uns darum kümmern.“

Dieses schöne Märchen begann 1949, als in der Maienstraße 1 die Rumänische Bibliothek gegründet wurde, vor allem durch die Bemühungen des Herrn Virgil Magureanu und einer Gruppe rumänischer Flüchtlinge. Das Startkapital der Bibliothek bestand aus 178 Sammelbänden, unterschiedlichsten Büchern, 16 Ausgaben periodischer Schriften und zwölf Doktorarbeiten. Heute sind es über 39 000 Titel in Rumänisch, Deutsch, Englisch und sogar Japanisch.

Das Rumänische Institut und seine Bibliothek bieten eine feine Mischung aus Grundlagen und Geschichte, aus Vergangenheit und Gegenwart und eine fühlbare Kultur, welche uns Fragen stellt und unsere Seele berührt. Diese Institution mit ihrem versammelten geistigen Reichtum drückt uns und unsere Art und Weise – die der Rumänen – aus, und unser Heimweh!

Das erste Mal besuchte ich diese Stätte aus purer Neugier, ohne zu ahnen, welche Entdeckungen ich machen würde. Hier habe ich den Direktor Herr Iancu Ioan Bidian getroffen. „Die Schätze, die Sie bei uns finden, sind einzigartig durch ihre Werte und Inhalte“, sagt er. „Es sind die Manuskripte der Menschen, welche die rumänische Kultur und Geschichte aufgebaut haben, von Mihai Eminescu, Königin Maria, George Enescu, Ion Pilat, Liviu Rebreanu, Aron Cortus, Elena Vacarescu, Dinu Lipatti, Sextil Puscariu, Ionel Teodoreanu, Cincinat Pavelescu, George Tutoveanu und anderen. Auch eine wichtige numismatische Sammlung von Medaillen, altem Geld, Orden und Banknoten, welche unsere ‚Geschichte‘ begleitet haben, beginnend mit den Dakern und Römern bis in die moderne Zeitgeschichte.“



Von Mihai Eminescu bis Königin Maria: Heute beherbergt die rumänische Bibliothek in der Uhlandstraße über 39 000 Titel.



Verborgene Schätze: Im Rumänischen Institut finden sich alte Ikonen, Keramik, Stickereien, nationale Kostüme, alte Teppiche, traditionelle Möbelstücke, Bilder, Münzen und vieles mehr. Fotos: Svetlana Boltovskaia

Herr Iancu Ioan Bidian, der Direktor der Bibliothek und des Rumänischen Forschungsinstituts aus Freiburg, und Frau Rodica Moschinski, die Sekretärin der Bibliothek, haben mit Leib und Seele für dieses Institut gearbeitet. Unser Märchen wurde von ihnen bis in die Gegenwart weitergeführt; hier finden sich nun auch Dinge wie alte Ikonen, Keramik, Stickereien, nationale Kostüme, alte Teppiche, traditionelle Möbelstücke, Bilder, Gegenstände. Und eben die Bibliothek mit ihrer großen Anzahl von Büchern, Stempeln, alten Landkarten, Zeitschriften und dokumentarischem Material.

Diese Nische der rumänischen – einer europäischen! – Kultur und Geschichte hat ein beneidenswertes Alter: Am 10. Oktober 2009 wurde das Institut 60 Jahre alt. Eigentlich sollte die Gedenkfeier eine fröhliche werden, leider war dies nicht so. Bei einer Versammlung erfuhr ich über die prekäre finanzielle Lage, mit der man gegenwärtig zu kämpfen hat.

Nach dem Fall des Kommunismus 1989 bekam das rumänische Institut keinerlei Unterstützung mehr von der rumänischen Regierung. Und auch der deutsche Staat hat seine Finanzierung eingestellt. Zu warten, dass viel-

leicht irgendwann irgendjemand hilft, ist sinnlos; dies zeigt die Erfahrung.

Aus diesem Grund wird nun ein gemeinsames Projekt gestartet: von der Organisation „Echo“, der Redaktion „Rumänisches Magazin 100 %“ bei Radio Dreyeckland Freiburg, den rumänischen Studenten der studentischen Gruppierung „Gryphon“ aus Freiburg und von Privatpersonen. Geplant sind die Neustrukturierung der Bibliothek und des Rumänischen Forschungsinstituts in Freiburg unter dem Namen „Rumänischer Geist“; dazu Geldfonds, die der Bibliothek und des Rumänischen Instituts für Forschung aus Freiburg dienen, und eine Kampagne mit dem Slogan „Gebt/bietet einen Euro für die rumänische Kultur und die rumänische Identität“. Wir möchten viele Menschen und Institutionen auf diesem Wege einladen, uns zu helfen und zu unterstützen.

Uns ist auch wichtig, dieses traditionsreiche Kulturerbe im verdienten Licht darzustellen, denn wer seine Vergangenheit nicht kennt, wird verurteilt, diese zu wiederholen; und wir, die wir eine düstere Vergangenheit hautnah erlebt haben und deshalb entwurzelt sind, wünschen dies uns und unseren unserer Kinder nicht mehr!

Die Rumänische Bibliothek, Uhlandstr. 7, Tel. 73551, ist geöffnet Mo-Fr 10-13 Uhr, eine telefonische Anmeldung wird empfohlen.

■ Silviu Sanda ist Redakteur des „Magazin 100% Romanesc“ bei Radio Dreyeckland Freiburg.

Inter – Trans – Hyper

Ein neues Gefühl von Kultur braucht einen neuen Begriff – und bringt neue Freiheit.

Von Mónica Alarcón

Migrationsbewegungen und Begegnungen zwischen den Kulturen gab es schon immer. Im Grunde genommen ist Migration keine neue Erscheinung der modernen Gesellschaften, sondern fester Bestandteil unsere Geschichte und Identitätsbildung. Es gibt keine reine Kultur, genauso wenig wie eine reine Rasse oder ähnliches. Wir sind *Mischlinge*, das Ergebnis von unzähligen Begegnungen und Aneignungsprozessen. Aus diesen vielen *cross-over* der Kulturen sind unsere Sprachen, Religionen und Essgewohnheiten entstanden. Nicht nur die kriegerischen Kreuzzüge zeugen von einem *cross-over* der Kulturen, sondern auch die Alhambra in Granada als Symbol einer Zeit des friedlichen Miteinanders.

Im Vergleich zu Migrationsbewegungen ist die Bildung von Nationalstaaten eine spätere Erscheinung, sie beginnt erst im 19. Jahrhundert. Allerdings ist eine sprachliche, kulturelle oder ethnische Homogenität in der Realität nirgends zu finden. Sie ist eine Utopie,

Resultat des Vergessens und Verdrängung des *Andere*. Der Andere ist aber im Zuge der Globalisierung nun überall anwesend und lässt sich nicht mehr aus der kulturellen Landschaft wegdenken. Im Gegenteil, jeder kann in jedem Moment ein Fremder vor dem Spiegel, im Cyberspace oder in der Kneipe werden. Eines ist klar, die Welt ist nun vernetzt.

Diese Vielfalt sollte anerkannt werden, und sie wird interkulturell genannt. Interkulturell betont aber die Unterschiede und beschränkt sich auf Folklore und typisches Essen. Gegenseitige Beeinflussungen und das Neue werden damit nicht erfasst. Jazz, Hip Hop und Postmoderner Tanz gehören eigentlich nicht dazu. Transkulturell ist schon besser, mindestens gibt es Orte und Momente von *trans*, der Grenzüberschreitung der je eigenen Kultur.

Dennoch geben alle diese Begriffe nicht, stellt der Philosoph Byung-Chul Han fest, das neue Gefühl von Kultur wieder. Eine Kultur, die sich zunehmend von ihrem ursprünglichen Ort löst und in einer globalen Welt zirkuliert. Argentinischer Tango wird in New Delhi

und Berlin leidenschaftlich getanzt. Der Begriff von Kultur ist zu eng geworden – immer mit Ethnien, Land oder Religion verbunden – und braucht eine Erweiterung.

Byung-Chul Han schlägt den Begriff *Hyperkulturalität* vor. Hyperkultur bedeutet nicht „entweder-oder“, sondern „und, und, und, und, und“: die Entgrenzung und Entortung der Kulturen. Die Kulturen implodieren zur Hyperkultur. Interessant an diesem Konzept ist, dass der Fremde weder minderwertig ist noch leidet. Er/Sie hat kein Heimweh, denn er/sie kann zugleich hier und dort sein. Seine/Ihre Heimat ist auch nicht unbedingt ein bestimmter Ort.

Im Gegensatz zur Minderwertigkeit drückt er/sie eine neue Form der Freiheit aus, vielleicht soll man ihn/sie *homo liber* nennen. Hyperkulturalität setzt Freundlichkeit voraus, nicht nur Toleranz. Denn nur Freundlichkeit bringt Nähe und Kontinuität im hyperkulturellen Raum hervor. Im hyperkulturellen Raum gibt es keine Kultur, die sich über die andere erhebt und vergisst, dass sie nur eine Möglichkeit unter vielen ist.

Wenn zwei Länder ein drittes treffen

oder: Die Geschichte einer trinationalen Ehe

Von Cristina L.

Es ist eigentlich sehr einfach heutzutage: man geht ins Internet, man macht einen Urlaub hier oder dort, und man trifft sich. Man schreibt sich, man hört die Stimme am Telefon, man sieht sich sogar mit der Videokamera. Alles in Echt-Zeit. Die Liebe kennt keine Grenzen, Gefühle können fliegen ...

Eine binationale Ehe: ein Land trifft ein anderes. Und wenn das in einem anderen Land endet, dann haben wir die trinationale Ehe.

Ein Mensch ist ein bisschen von seinem Land: er hat Sprache, Kultur, Religion, Tradition. Und man muss ihn so nehmen wie er ist, mit allem. Nun stellen wir uns vor:

Italien ist: Meer und Gebirge, Sonne, Amore, Kultur, Geschichte, Katholizismus und Tradition (Pizza, Spaghetti, Eiscreme, die italienische Familie und – viel reden). Rumänien ist: ein schönes Land mit Meer und Gebirge, Liebe und Wärme, Kultur, Geschichte, Orthodoxie, Tradition (Sarmale, gefüllter Blätterteig, Suppen, Pflaumenschmacks, Fröhlichkeit, Fleiß – und vieles mehr). Man sagt, sie haben viel Gemeinsames, aber auch nicht. Nun muss man die zwei zusammenflechten und mit einem Hauch zum Leben bringen.

Man trifft sich und man findet, dass man ähnlich ist in vielem, man verliebt sich, man verbringt Zeit zusammen, trifft neue Freunde und die Familien. Sagt die italienische Mutter: „... aber warum ausgerechnet eine Ausländerin?“ Sagt der rumänische Vater: „... aber warum ausgerechnet ein Ausländer?“ Die Freunde jubeln: „Ja, sie ist wunderbar, ja, er ist wunderbar!“

Er ist schüchtern, sanft, warm, bescheiden. Untypisch Italiener! Sie ist schüchtern, sanft, warm, bescheiden. Rumänische Frauen sind meistens so. Er kommt nach Rumänien und öffnet eine Tür zu ihrem Herz, zu ihrem Land. Hand in Hand begrüßen sie zusammen: Bukarest, Sinaia (in den Karpaten), die Donau, Temeşwar. Es ist als ob sie schon mal in einem anderen Leben zusammen waren, ein *Déjà-vu*!

Auch ein schöner Urlaub in Italien ist dabei, der Traum aller Menschen. Die italienische Mamma, viele fröhliche Freunde, die durcheinander reden, Weihnachten, äh... Natale, mit Panettone und Spumante.

Und dann spricht man schon über Verlobung und Familie. Da fängt es aber auch an: wo und wie heiraten, und vor allem: leben? Na, dort wo der Mann schon lebt. Hier kommt das dritte Land ins Spiel: Deutschland. Und ja, die Sehnsucht, die Tränen, das Leid. Der eine ist da, der andere weit weg. Hoch lebe das Handy und die E-Mail!

Der rumänische Vater sagt: „Ja, er gefällt mir, und Hauptsache du wirst glücklich.“ Die italienische Mutter sagt: „Ja, sie gefällt mir.“ Die Freunde sagen: „Ja, ja, wann kommen wir den Reis zu streuen?“ Und dann Papiere, jede Menge Papiere fliegen durch die Welt. Es wird produziert, es wird übersetzt.

Ein schöner Tag im Sommer: Im schönen roten Rathaus im Freiburg sagen zwei Länder: „Ja, ich will!“ Sie sind nun vereinigt (nur in der Ehe, selbstverständlich). Ein Urlaub an der Adria, mit Sonne und Liebe, und dann muss man auch vor Gott „ja“ sagen. Leicht gesagt, aber so schwer getan. Papiere, Schule, Verzwei-

fel, „Ah und oh, wie wird das gehen mit zwei Konfessionen?“ Ein Leben in einem Staatsbündnis ist alles andere als leicht. Man muss lernen, einer von dem anderen, man muss Kompromisse machen und zusammenhalten. Das geht nur mit Liebe.

Es geht nicht nur um Mann und Frau und Kinder (falls die auch da sind), sondern auch um Religion und ihre verschiedenen Forderungen, um Traditionen („Bei uns macht man das so.“), ums Anpassen, um Essen sogar (man mag es oder auch nicht), um Familie und Freunde, die alle Erwartungen haben. Es ist alles neu, unbekannt.

Und man muss sich teilen, um in drei Welten gleichzeitig zu sein. Und drei Menschen in einem: Rumäne, Deutscher, Italiener, jeder am richtigen Ort. Wo ist zu Hause? Nirgends mehr, und doch in drei Ländern. Man ist zerrissen zwischen Welten, und man muss es allen recht machen. Man ist oft verwirrt und nicht mehr man selbst.

Es hilft nur die Liebe und die Geduld von beiden. Manchmal wünscht man sich alles rückgängig zu machen, aber dann wird es wieder gut. Die Religion ist ein anderer Kompromiss und Leid zugleich, sie trennt oft, auch wenn sie überall sagt: „Liebt euch“. Und man ist plötzlich fremd in drei Ländern.

Trinationale Ehe ist ein Erlebnis, eine Herausforderung, ist schön und bunt, man lernt einen Teil der Welt kennen. Man braucht viel Mut dazu.

Ah ja, und welche Sprache reden ein Italiener und eine Rumänin in Deutschland zu Hause?

Äh... Deutsch.

Drei Freunde und ein Gespräch beim Tee

Ein afrikanisches Wiedersehen in einer großen deutschen Stadt

Von Philip Bona

Das wir uns wiedergefunden haben, ist wirklich unglaublich", strahlt Abu und nimmt einen Schluck Tee. Er sitzt mit seinem Sandkastenfreund Patrick und einer ehemaligen Schulfreundin, Fatou, in der Teestube des Afrika-Hauses einer großen Stadt in Deutschland. Die drei erinnern sich, wie sie zu Schulzeiten in ihrem zentralafrikanischen Heimatland geplant hatten, eines Tages im Ausland zu studieren, wie der Krieg aber alles zunichte gemacht und die drei Freunde auseinandergerissen hatte.

Abu hatte dank einer deutschen Entwicklungshilfeorganisation nach Dresden zum Studieren ausreisen können. Fatous Gesicht verdüstert sich, wenn sie an ihre eigene Reise mit einer Schlepperbande denkt: Tage in sengender Hitze in der Sahara, die Fahrt über das Mittelmeer mit dem Boot, die Einreisepolizei, Asylantrag und Asylheim ...

„Hauptsache, du bist jetzt hier“, lächelt Patrick, ein ausgesprochener Optimist, der in jeder Erfahrung das Gute sieht. Wobei er einräumt, selbst „besonderes Glück mit Nina“ gehabt zu haben. Die UN-Missionsangestellte hatte sich Hals über Kopf in ihn verliebt, und die beiden heirateten noch im zerbombten Rathaus seiner Heimatstadt.

Leider sei das Leben in Deutschland nicht mehr so ein Zuckerschlecken gewesen: „Erst die schockierten Schwiegereltern, die bis heute kein Wort mit mir reden, dann dieser Deutschkurs. Ich dachte das lerne ich nie! Und zudem diese Kälte – aber wem sage ich das ...“

„Und dann noch die Agentur für Arbeit ...“, ergänzt Abu, der trotz eines hervorragend abgeschlossenen Soziologiestudiums keine feste Stelle fand. Alle seien von seinen Fähigkeiten, besonders von seinen guten Deutschkenntnissen, begeistert. Eine bezahlte Arbeit hätten sie aber nicht für ihn. So hat er sich zunächst über Putz- und Bedienungsjobs sowie mit Vorträgen als Afrika-Referent über Wasser gehalten – wo er manchmal gefragt wurde, ob er auch trommeln könne. Irgendwann kam Hartz IV ...

Während sie darum kämpfen, in der deutschen Gesellschaft beruflich und sozial Fuß zu fassen und sich mit der eigenen Familie in Deutschland finanziell über

Wasser zu halten, wird von Migranten und Migrantinnen erwartet, dass sie auch noch die Familien im Heimatland unterstützen. In den Krisen-, Kriegs- oder Nachkriegsgesellschaften können diese ohne die Unterstützung ihrer Hoffnungsträger kaum überleben.

Beim Western-Union-Büro in Frankfurt schaut sich Abu verzweifelt den letzten 100-Euro-Schein in seiner Hand an. „Den muss ich meiner Mutter schicken. Das kostet mich 14 Prozent Bearbeitungsgebühr“, erzählt er seiner Freundin Beate. „Von den 14 Euro könnte



Unity, die Einheit, nennt sich dieses afrikanische Kunstwerk, welches passenderweise aus einem einzigen Stück Holz geschnitzt wird. Foto: g.ott

sich bei uns im Dorf eine sechsköpfige Familie fast eine Woche lang ernähren.“ Beate zuckt überrascht mit den Augen.

„Aber das Geld kommt wenigstens an, und die Schulgebühren meiner zwei Nichten können endlich bezahlt werden“, sagt Abu stolz. Seine Mutter wird das Geld beim 20 Kilometer entfernten Western-Union-Büro abholen. Er fühlt sich den Nichten gegenüber verpflichtet. Immerhin war deren Vater und Ehe-

mann seiner ältesten Schwester jahrelang für Abus eigene Schulgebühren aufgekommen. Beate fehlt für Abus Großzügigkeit das Verständnis angesichts der Schulden, die er zu begleichen hat. Sein Konto ist heillos überzogen. Trotzdem steckt sie ihm bei der nächsten Überweisung 50 Euro für seine Mutter zu.

Patrick hatte sich nach langem Hin und Her von seiner Frau getrennt und lebt nun in Berlin als Reggae-Musiker mit langen Haaren. Er hat sogar ein paar CDs in Zusammenarbeit mit deutschen Kollegen produziert. Das Geld reicht jedoch von vorne bis hinten nicht für die Miete und zum Leben. Da sein Abschluss als Elektriker aus seinem Heimatland in Deutschland nicht anerkannt wird, bekommt er nur Jobs für Ungelernte. Deshalb bietet er zusätzlich Trommelkurse an, und sonntags trommelt er im Gottesdienst bei einer afrikanischen Kirchengemeinde in seiner Nachbarschaft.

Fatou lächelt zufrieden. Sie hat auf vielen Umwegen ihr Ziel erreicht: Sie betreibt einen kleinen Laden mit afrikanischen und asiatischen Spezialitäten in Frankfurt. Frauen können sich dort die Haare flechten lassen: deutsche Frauen mit Rasta-Zöpfchen und Afrikanerinnen mit langen künstlichen Haaren. Der Laden läuft gut und manchmal hilft ihr Sohn nach der Schule mit. Donnerstags betreibt sie die Kaffeestube des Afrika-Hauses. Hier hat sie inzwischen viele internationale Kontakte geknüpft, die in ihrem Heimatdorf nie möglich gewesen wären. Sie schätzt die Offenheit und den Austausch gerade auch mit den deutschen Besuchern: „Das ist der schönste Tag in der Woche“, schwärmt sie. „Ich arbeite und habe gleichzeitig so viele interessante Begegnungen, bei denen wir uns austauschen und Tipps verteilen.“

Das ersetzt manchmal das soziale Netzwerk, in dem sie aufgewachsen ist und das ihr in Deutschland bisher fehlte: Freunde und Verwandte, die bei allem mithelfen, sei es beim Hausbau, der Kindererziehung oder der Jobsuche. „Und auch, wenn man einfach mal jemanden zum Reden braucht.“

■ Philip Bona stammt aus Sierra Leone, studierte in Deutschland Ethnologie und Geographie und ist Präsident des Afrikarates Baden-Württemberg/Freiburg und Mitarbeiter des Caritas-Fachdienstes Migration.

„Freiburg Hyperkulturell“

Der neugewählte Migrantinnen- und Migrantenbeirat der Stadt Freiburg organisiert als erstes gemeinsames Projekt zwischen Ende Oktober und Mitte Dezember 2010

die Interkulturellen Wochen 2010.

Unter dem Motto „Freiburg Hyperkulturell“ setzt sich der Beirat erneut für die Vielfalt und den Dialog zwischen den Kulturen ein.

Die Interkulturellen Wochen 2010 sollen durch zahlreiche Veranstaltungen die lebendige Fülle an interkulturellen Aktivitäten aufzeigen und eine Plattform darstellen für Vereine, Gruppen und Organisationen, die in der Stadt daran beteiligt sind.

Gegen historische Einseitigkeit

Nach dem „Tag der deutschen Vielfalt“ beschäftigt sich nun auch eine Ausstellung mit der nationalen Geschichts- und Erinnerungskultur.

Von Barbara Peron

Die reiche kulturelle und ethnische Vielfalt, die in unserer heutigen Welt blüht, spiegelt sich in allen Bereichen wieder. Auch historische Narrationen und Geschichtsbilder werden somit vielfältiger. Nicht nur das: der soziodemografische Wandel verändert zwangsläufig auch die Formen nationaler Geschichts- und Erinnerungskultur. In der Einwanderungsgesellschaft entstehen nicht nur neue Bezüge und Identitäten, sondern die alten Bezüge und Identitäten werden auch verändert.

Ausgehend von der Überzeugung, dass Zuwanderer nicht aus der Reflexion deutscher Geschichte auszuschließen sind, hat das Kulturzentrum E-Werk Freiburg unter der Projektleitung von Laila Koller am 3. Oktober 2009, dem Tag der Deutschen Einheit, zum ersten Mal den „Tag der deutschen Vielfalt“ veranstaltet. Ziel war es, am Nationalfeiertag nicht nur die Deutsche Einheit im historischen Kontext zu würdigen, sondern auch über das Einwanderungsland Deutschland als Land der Vielfalt in Hinblick auf die eigene Geschichte bzw. auf das eigene Geschichtsverständnis zu reflektieren.

Die zweite Ausgabe des „Tags der deutschen Vielfalt“ in Kooperation mit dem Kommunalen Kino, das abends den Film „Neukölln Unlimited“ zeigte, bot am 3. Oktober 2010

eine Podiumsdiskussion zum Thema „Identität und Geschichte – wie verändert sich der Zugang zur deutschen Geschichte im Einwanderungsland Deutschland?“

Das Impulsreferat hielt Jutta Weduwen von der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, Berlin. Sie führte in Berlin ein Projekt durch, in dem sich die Neuköllner Stadtteilmütter, überwiegend Frauen mit islamischem Hintergrund, intensiv mit dem Thema Nationalsozialismus beschäftigt haben. In der anschließenden Debatte, die von Utku Pazarkaya von der Redaktion SWR International aus Stuttgart moderiert wurde, diskutierten VertreterInnen der Freiburger Migrantenszene.

Ein wichtiges Thema in diesem Kontext ist die Identitätsbildung bei jungen Migranten und die Rolle der Geschichtsaneignung bzw. der Geschichtsvermittlung. Junge Menschen mit Migrationshintergrund erfahren sich selbst in einer Weise, die einige Historiker als das Phänomen der Überschneidung (*crossing over*) bezeichnen: Überschneidung von Identitäten, Überkreuzung von Kulturen.

Um die Identität von Migrantenkinder zu stärken, gilt es zu berücksichtigen, dass diese Jugendlichen verschiedenen Geschichtsschreibungen begegnen. Dies ist zum einen die Nationalgeschichte des Einwanderungslandes und zum anderen die

des Herkunftslandes. Wichtig für sie ist auch die Geschichte der Einwanderer-Communities und der Beziehungen zwischen Einheimischen und Eingewanderten. Gegenüber dieser Pluralität und Komplexität von Geschichtsdimensionen sind aber die Geschichtsbücher, mit denen die Jugendlichen sich in der Schule auseinandersetzen, zwangsläufig zu kurz und einseitig und sollten ergänzt werden, indem man den Jugendlichen andere Möglichkeiten historischer Erfahrung anbietet.

Eine Gelegenheit in diesem Sinne könnte die Wanderausstellung „Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg“ sein, die im Centre Culturel Français und in der Galerie Alter Wiehrebahnhof vom 05.11.2010 bis zum 22.01.2011 zu sehen ist. Millionen Soldaten aus der Dritten Welt leisteten einen wichtigen Beitrag, um die Welt vom europäischen Faschismus und vom japanischen Großmachtwahn zu befreien. Allein Indien stellte 2,5 Millionen Kolonialsoldaten, und China hatte mehr Opfer zu beklagen als Deutschland, Italien und Japan zusammen.

Fakten wie diese kommen in der hiesigen Geschichtsschreibung bislang kaum vor. Die Ausstellung „Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg“ erinnert mit Fotos, Texten, Video- und Hörstationen daran. Die Judenverfolgung außerhalb Europas ist ebenso Thema der Ausstellung. Parallel zur Ausstellung läuft im Kommunalen Kino ein reiches Begleitprogramm mit Lesungen, Filmen, Vorträgen, Führungen und Hip-Hop-Theater.

■ „Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg“, Ausstellung vom 05.11.2010 bis 22.01.2011; Veranstalter: Centre Culturel Français Freiburg, Eine Welt Forum Freiburg (Schulführungen), Informationszentrum 3. welt (iz3w) Freiburg, Kommunales Kino Freiburg in Kooperation mit dem Rheinischen JournalistInnen Büro, Köln.

■ Do. 4. November 2010 um 19 Uhr im Centre Culturel Français: Vernissage zur Eröffnung mit dem Ausstellungsmacher Karl Rössel aus Köln.

■ Fr. 15. November um 15 Uhr im Centre Culturel Français: Führung durch die Ausstellung mit Karl Rössel.



Fotos, Texte, Hörstationen – die Ausstellung „Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg“ bietet eine gute Ergänzung zur nationalen Geschichtsschreibung.

In Tipps

→ CABINET ist der Titel eines „deutsch-türkischen Theaterbasars“, den das Theater Freiburg in Kooperation mit der garajistanbul produziert und dessen Premiere am 29.10. zugleich den Auftakt des kleinen, aber feinen Türkiye-Almanya Festivals bildet. Bis 5.11. finden rund um „Cabinet“ verschiedene Sonderveranstaltungen statt, darunter ein Gastspiel der klassischen *Derwische aus Istanbul* (30.10.), ein türkisches Literaturfest mit Lesungen türkischer Autoren (1.11.), Diskussionen und Konzerte. Infos: www.theater-freiburg.de



→ WIEDERAUFNAHME: Am 15.10. und 27.11. zeigt das Freiburger Theater noch einmal das Projekt „Nathan schweigt“ nach Gotthold Ephraim Lessing in der Inszenierung der türkischen Regisseurin Emre Koyuncuoglu.

→ SEELEN-LANDSCHAFTEN DES KRIEGS: Am 21.10. liest die slowakische Schriftstellerin Irena Brezna im Jos-Fritz-Café, Wilhelmstr. 15, aus ihrem Buch „Die Sammlerin der Seelen“, welches Reportagen aus Tschetschenien versammelt.

→ CINEBRASIL heißt das brasilianische Filmfestival, das in 20 europäischen Städten zu sehen ist und in Freiburg zum zweiten Mal vom Kommunalen Kino präsentiert wird. In Zusammenarbeit mit dem deutsch-brasilianischen Kulturverein Dona Flor wird vom 28. bis 31.10. ein ausgewähltes Programm mit aktuellen Produktionen in deutscher Erstaufführung geboten. Das Festival wurde von Sidney Martins kuratiert, und zwei Regisseure aus Brasilien sind bei ihren Filmen anwesend. Mehr Infos: www.koki-freiburg.de und www.cinebrasil.info



→ DOKUMENTARFILM: „Simonal – ninguém sabe o duro que dei“ über den brasilianischen Sänger Wilson Simonal läuft im Rahmen des Cinebrasil am 28.10. im Kommunalen Kino.

→ MIGRATION, MOBILITÄT, GESCHLECHT lautet der Titel einer Veranstaltungsreihe der „Freiburger GeschlechterStudien“ an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, die sich im Wintersemester 2010/2011 mit zahlreichen Veranstaltungen dem Thema nähert. Ausführliche Informationen unter www.zag.uni-freiburg.de/fgs

→ AUSSTELLUNG: Noch bis Januar 2011 zeigt das Naturmuseum Freiburg, Gerberau 32, „Bitterer Maniok – Indianische Kulturen der Amazonasregion“; geöffnet ist Di-So 10-17 Uhr.

→ MEHR INFORMATIONEN über Kultur in Freiburg unter www.kulturforum-freiburg.de



Typisch Stühlinger, typisch Argentinien – La Peña im Furioso. Foto: Michael Kartäuser

Der Gitarrist hat seine Hand in Gips, spielt aber strahlend lächelnd mit der anderen Hand. Andere Musiker aus der Band übernehmen ab und zu die Gitarre.

Die Eckkneipe Furioso im Stühlinger gegenüber vom E-Werk: Rote Wände, Klavier und Katze, Kuckucksuhr und hohe Palmen. Das Publikum ist gemischt, im Alter und in der Herkunft, wie jeden Freitag bei La Peña. Im Schnitt kommen etwa 20 bis 30 Menschen, es gibt auch schon einen festen Kreis.

Die argentinische Peña ist ein Zusammenkommen in einem Haus oder Restaurant, wo Menschen Wein trinken, einfache lokale Gerichte essen und Folkmusik bis zum Morgengrauen spielen. An jedem Tisch gibt es eine Gitarre und Trommel, und fast jeder, der hingeht, macht Musik. Im Furioso wird dies zu einem lebendigen musikalischen Gespräch. Eine Band spielt, und mitten im Lied fangen zwei Chileninnen an zu singen, und ihre Musik ist wie eine sanfte Antwort auf die dynamische Band vorher.

Die kleine Peña in unserer Straße

Von Viktoria Balon

„Mit 19 Jahren habe ich angefangen, die Peña im Haus meiner Oma zu machen, acht Jahre – jeden Samstag, bis ich nach Deutschland auswanderte“, erzählt Pablo Peres, ein Musiker aus Argentinien. „Hier bin ich zu Jam-Sessions gegangen, aber es hat mir nicht so gefallen. Und ich habe mir überlegt, eine Peña mit einer Multikulti-Mischung zu organisieren. Keine offene Bühne, wo die Musiker sich anmelden, in eine Liste eintragen und warten sollen, sondern eine Runde, möglichst ohne Anlage, wo die Leute zusammen sitzen und spielen. Es ist bei uns irgendwie wärmer.“

Ein betrunkenen Gast will immer wieder am Schlagzeug spielen. Die Chileninnen versuchen ihn lachend zu beruhigen, treiben ihn aber nicht weg und singen weiter. Der chilenisch-argentinische Gitarrist Thomas Peralto,

sagt, dass es hier doch anders als in Argentinien ist: „Hier gibt es nicht die Peña-Kultur. In Argentinien hören die Menschen zu, und die Kommunikation ist viel stärker. Hier wird zu viel gesprochen.“

Thomas und Pablo sind professionelle Musiker und spielen bei „La banda trunca“ in einem internationalen Team Melodien und Rhythmen aus ganz Lateinamerika. Heute singen sie Candombe aus Uruguay und Cumbia aus Kolumbien: „Cumbia baile del café, que parieron en Colombia“.

Eine Gruppe von jungen Mädchen fängt an zu tanzen. „Wir sind immer da“, sagt Johana. „Ich finde es einfach toll, dass man mitten in Freiburg in eine andere Welt eintauchen kann. Dieses Lebensgefühl von Lateinamerika! Alle reden spanisch und die Mu-

sik ist einfach toll. Es ist hier so familiär, und ich fühle mich wohl.“

Ein Musiker fängt mit ganz anderen Rhythmen an. Domingush aus Ost-Timor spielt viel Musik aus seiner Heimat, aber jetzt gerade hat er Lust auf Country-Musik.

„In Argentinien“, sagt Pablo Peres, „habe ich immer in Sozialprojekten gearbeitet. Hier habe ich aber nicht gleich etwas gefunden, wo ich mich engagieren wollte. Und jetzt habe ich das Gefühl: Peña ist auch sozial. Zum Beispiel kommt immer ein Afrikaner, der noch kein Deutsch spricht, weil er nicht lange hier ist, und er freut sich so sehr, mit uns zu trommeln. Einen Abend haben zwei Jungen HipHop gesungen.“

Viele nicht-professionelle Menschen wagen es nicht, auf der Bühne zu spielen, und hier trauen sie sich. Ich glaube, fast jeder Ausländer versucht ein Stück von seiner Heimat hierher zu bringen, um hier leben zu können. Die Peña tut auch mir ganz gut. Es ist aber auch meine Art zu versuchen, den Menschen, die hier leben, etwas Schönes anzubieten.“

Ein Blumenstrauß für Roberto Rossi

Eine Ausstellung beschäftigt sich mit der Geschichte der Gastarbeiter in Freiburg.

Von Clemens Hauser

Der Mann auf dem Foto, mit einem Freiburger Bildband in der einen und einen Blumenstrauß in der anderen Hand, ist gerade mal 17 Jahre alt, kommt aus Italien und heißt Roberto Rossi. Er ist einer von geschätzten 14 Millionen ausländischen Arbeitskräften und Familienangehörigen, die zwischen 1955 und 1973 in Italien, Spanien, Griechenland, der Türkei, Marokko, Portugal, Tunesien und dem ehemaligen Jugoslawien angeworben wurden.

Die sogenannten „Gastarbeiter“ haben einen wesentlichen Beitrag zur wirtschaftlichen Erfolgsgeschichte der jungen Bundesrepublik geleistet, und ihre Geschichte soll in Freiburg Ende des Jahres in einer Ausstellung erzählt und gewürdigt werden. Die Gastarbeiter der ersten Generation in den 60er Jahren arbeiteten meist als ungelernete Arbeitskräfte in Freiburger Baufirmen, Fabriken – z.B. bei „der Mez“ (Nähgarnfabrik in der Kartäuserstraße) oder „der Rhodia“ (Chemiefaser-Fabrik im Industriegebiet Nord) – in Gaststätten oder anderen kleineren Betrieben.

Gewohnt wurde in windigen Baracken, Ablenkung bot am Sonntag der Bahnhof, und Integrationskurse waren eine kaum zu erahnende Vision, denn die zentrale Aufmerksamkeit der Anwerber wie der Angeworbenen galt der Arbeit. Ein Fehler, wie sich zeigen sollte, der treffend vom Schweizer Schriftsteller Max Frisch 1966 beschrieben wurde: „Wir haben Arbeitskräfte gerufen – und es kommen Menschen.“

Das Zitat ist der Titel der Ausstellung zur Migrationsgeschichte in Freiburg 1955-1973, die Themen und Lebenswirklichkeiten dieser Migrations-Epoche anschaulich machen möchte. Sie basiert auf einer Wanderausstellung des SWR und wurde für die Situation in Freiburg überarbeitet und ergänzt. Der Kreis der Veranstalter umfasst die Einrichtungen Stadt Freiburg (Kulturamt, Stadtarchiv, Büro für Migration), SWR, Deutscher Caritasverband, Volkshochschule Freiburg e.V., Landeszentrale für politische Bildung sowie Freiburger Wahlkreis 100% und kooperiert mit vielen weiteren Organisationen in der Stadt.

Ein vielfältiges Programm – darunter Vorträge zur Anwerbegeschichte oder



Roberto Rossi war am 3. März 1971 aus dem norditalienischen Venetien nach Freiburg gekommen und arbeitete in einer Eisdielen in der KaJo. Badische Zeitung 27.3.1971

zu der unbeachteten Rolle der Gastarbeiterinnen, eine Lesung mit der Autorin Emine Sevgi Özdamar, die Rückkehr nach Freiburg von Roberto Rossi nach 37 Jahren, Filme und Gespräche mit Zeitzeugen – begleitet die Ausstellung.

Speziell für die Bildungsarbeit rund um das Thema der Ausstellung werden eine Sammlung von Ideen und Materialien sowie Führungen angeboten.

■ Ausstellung „Wir haben Arbeitskräfte gerufen – und es kommen Menschen“, 02.12.2010 – 31.01.2011, VHS Freiburg, Rotteckring 12, Eintritt frei.

Führungen mit Zeitzeugen, umfangreiches Begleitprogramm, Material für Bildungsarbeit und weitere Hintergrundinformationen (z.B. ein paar Original-Worte von Roberto Rossi) unter: www.freiburg-migration.de.

Und täglich grüsst die Bundespolizei

Mit einem dunklen Aussehen kommt auf Bahnreisen garantiert keine Langeweile auf.

Von Ergün Bulut

Ich sitze im Zug zwischen Freiburg und Karlsruhe, weil ich in Karlsruhe arbeite. Oft gibt es grenzübergreifende Kontrollen der Bundespolizei, obwohl die Grenzen durch das Schengener Abkommen weggefallen sind. Anscheinend sind aber nationale Grenzen wichtiger geworden, zumindest für die Bundespolizei.

Zum Glück gibt es sie. Es wäre langweilig, wenn sie nicht kontrollieren würde. Dank der Bundespolizei muss ich nicht Angst haben, unterwegs zwischen Freiburg und Karlsruhe einzuschlafen.

Eines erscheint mir aber sehr interessant, nämlich die Vorliebe der Bundespolizei für alle Zugreisenden, die ein bisschen dunkel aussehen. Womöglich ist alles, was dunkel ist, verdächtig. Oder mag die Bundespolizei exotisch aussehende Menschen und die hellhäutigen sind für sie langweilig? Wenn man die Herren fragt, geben sie an, dass es reiner Zufall wäre. Wenn das reiner Zufall ist, dann müsste ich wahrscheinlich öfter Lotto spielen, denn mich trifft es oft.

Laut Bundespolizeigesetz (BPolG) kann man im Grenzgebiet bis zu einer Tiefe von 30 Kilometern und von der seewärtigen Begrenzung an bis zu einer

Tiefe von 50 Kilometern zur Abwehr von Gefahren, die die Sicherheit der Grenze beeinträchtigen, kontrolliert werden. Dem BPolG zufolge umfasst der Grenzschutz außerdem die polizeiliche Überwachung der Grenzen, die polizeiliche Kontrolle des



grenzüberschreitenden Verkehrs einschließlich der Überprüfung der Grenzübertrittspapiere und der Berechtigung zum Grenzübertritt, der Grenzfehndung, der Abwehr von Gefahren.

Die Gefahren, die täglich von mir ausgehen, machen den armen Kerlen von der Bundespolizei so zu schaffen, dass sie jeden Tag erneut kontrollieren müssen, ob ich wirklich zur Arbeit fahre oder doch was anderes tue. Darum werde ich zu meinem Wohl und zum Wohle der Öffentlichkeit so oft kontrolliert, bis ich nicht mehr kann. Die Identitätspapiere, die ich immer dabei habe, sind für die Beamten wahrscheinlich nicht ganz identitätsstiftend, so dass sie jeden Tag erneut überprüft werden. Vielleicht bin ich ja selbst daran schuld, denn warum habe ich trotz des Deutschen Passes immer noch mein dunkles Aussehen?

Vielleicht muss ich die ganze Sache einfach ein wenig positiv sehen. Vielleicht ist das Ganze ja eine Leistung der Deutschen Bahn, die für Zugreisende mit Migrationshintergrund gedacht ist. Damit sie sich in Deutschland nicht allein gelassen fühlen.

Und schließlich haben mich die Bundespolizei und unzählige Zugreisen mit Bundesbeamten ja auch inspiriert, diesen Text zu schreiben.

So kocht... Indien

Schnell, unkompliziert und lecker: das Brathähnchen-Curry

Von Prodosh Brahma

Indien ist ein Subkontinent, etwa so groß wie Europa. Er erstreckt sich vom schneebedeckten Himalaya im Norden bis zu den Palmen-Ebenen an der Südspitze von Kanyakumari und von den trockenen Wüsten im Westen an der Grenze zu Pakistan bis nach Osten an die Grenze zu Burma (Myanmar). In Indien lebt ein Fünftel der Weltbevölkerung, in einer großen Vielfalt von Sprachen, Kulturen und Religionen.



Mit ganz persönlicher Note: Indisches Brathähnchen-Curry, hier zubereitet nach Art des Hauses Brahma.

Diese Vielfalt spiegelt sich in der indischen Küche wider. Und obwohl in diesem Land unvorstellbarer Reichtum in direkter Nachbarschaft zu bitterster Armut existiert, ist jedoch überall der Leitgedanke des „gesunden Kochens“ zu finden – außerdem ist die indische Küche eher eine Kunst als eine Wissenschaft.

Jeder Koch, jede Köchin gibt ihrem Gericht eine ganz persönliche Note, die über das reine Rezept hinausgeht und ein und dasselbe Gericht immer wieder zu einem anderen Geschmackserlebnis macht. Dabei sind es nicht komplizierte Zubereitungstechniken, die den besonderen Geschmack bewirken, sondern viel individuelle Erfahrung und entsprechende Verwendung und Kombination der einzelnen Zutaten.

Noch immer glauben viele Menschen in Europa, dass scharfe Gewürze schädlich seien und nur in tropische Länder gehörten. Dabei ist die heilende Wirkung der indischen Gewürze unbestritten. Überzeugen Sie sich selbst!

Brathähnchen-Curry à la Brahma

Zutaten für 6-8 Personen

- Ca. 1500 g Brathähnchen oder Hähnchenkeulen (in kleine Teile zerlegt)
- 6-7 Kartoffeln (in Stücke schneiden)
- 3-4 Knoblauchzehen (fein geschnitten)
- 2 Zwiebeln
- ca. 20 g frischer Ingwer (gehackt)
- 2 TL Kurkuma
- 8-10 grüne Kardamomkapseln
- 1 TL Chilipulver
- 1 TL Korianderpulver
- 1 TL Kreuzkümmel
- 1 TL Zimt
- 6-7 Nelken
- 3 EL Tomatenmark
- ca. 100 ml Oliven- oder Sonnenblumenöl
- Salz nach Bedarf (ca. 2-3 TL)
- Zitronensaft einer Zitrone

Zubereitung

Sämtliche Zutaten in einer Schüssel mischen und mindestens eine Viertelstunde – besser länger – stehen lassen.

Anschließend mit 3-4 Tassen Wasser in ein tiefes Backblech geben und im Backofen (ca. 250 Grad)

eine Dreiviertelstunde backen, bis die Hähnchen- und Kartoffelteile gar sind. Warm servieren.

Wir wünschen Ihnen:

Guten Appetit!

Freiburger Impressionen

Ein Mensch kommt das erste Mal nach Freiburg. Wie sieht sie, wie sieht er uns und unsere Stadt? Wir haben Studenten vom Goethe-Institut gefragt: Was findet ihr in Freiburg besonders komisch oder lustig?

Alhanoof AlDegeishem antwortet:

„Mich hat in Freiburg überrascht, dass viele Sachen sehr teuer sind. Ich bin aus Saudi-Arabien. Obwohl es bei uns viel Wüste gibt, ist das Wasser billiger als hier.“

Ich bin schwanger. In einem Geschäft wurde mir schwindelig und ich bin umgefallen. Ich wurde mit einem Unfallwagen ins Krankenhaus gefahren und untersucht.

Nach der Untersuchung hat die Ärztin mir gesagt, dass die Ursache der niedrige Blutdruck sei. Als mir die Schwester sagte, dass der Notfallwagen 800€ kostet, hat sich mein Blutdruck sofort erhöht.“

Ausländer- Wörterbuch

Heute: Die Niederlassungserlaubnis

Eine Niederlassungserlaubnis ist nach der Einbürgerung die zweithöchste Gnade für einen nicht EU-Ausländer in der BRD und bedeutet für ihn das Ende der Aufenthalts-Odyssee. Sie wird „zum Zwecke der Verfestigung des Aufenthalts eines Ausländers in der Bundesrepublik Deutschland“ erteilt und ist unbefristet. Mit diesem Zaubersiegel im Pass darf „der Verfestigte“ in Deutschland (allerdings nur in Deutschland!) arbeiten. Geschafft! Jetzt geht die deutsche Bürokratie anderen auf die Nerven.

Um zu diesen Auserwählten gehören zu können, muss man aber folgende Voraussetzungen erfüllen: fünfjähriger Besitz einer Aufenthaltserlaubnis, gesicherter Lebensunterhalt, mindestens 60 Monate bei einer Rentenversicherung, Straffreiheit, Erlaubnis zur Beschäftigung als Arbeitnehmer, ausreichende Kenntnisse der deutschen Sprache, Grundkenntnisse der Rechts- und Gesellschaftsordnung in Deutschland, ausreichender Wohnraum ...

Sie wieder einzubüßen ist viel einfacher: sie ist zwar unbefristet, aber wenn man sich mehr als sechs Monate außerhalb Deutschlands befindet, kann man die Niederlassungserlaubnis wieder verlieren.



Impressum

Herausgeber: Migrantinnen- und Migrantenbeirat der Stadt Freiburg im Breisgau
VisDP: Viktoria Balon

Redaktion: Mónica Alarcon, Viktoria Balon, Svetlana Boltovskaja, Sien Brüstle, Sheila Susanti Dewi, Susanne Einfeld, Achim Kitaratschky, Barbara Peron, Linda Sloan-Ecker, Gerd Süßsieber
Layout: Achim Kitaratschky
Kontakt zur Redaktion: IN ZEITUNG, Uhlandstr. 4, 79102 Freiburg, E-Mail: inzeitung@googlemail.com

Spendenkonto: Stadtkasse Freiburg, Konto 2010012, Sparkasse Freiburg, BLZ 680 501 01, Buchungszeichen 1.0030.110 000, Stichwort „IN ZEITUNG“
Die IN ZEITUNG erscheint vierteljährlich als Beilage zum Amtsblatt Freiburg.
Auflage: 108 000
Druck: Freiburger Druck GmbH